Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping)
29 Kaufingerstraße 29.

Fr. 1896. 2000.

Intimes aus dem Menschenleben

Erzählungen und Skizzen

von

Koloman Mikszáth

Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen

von

Dr. Josef Julian Graf Zamoyski

Leipzig

Verlag von Georg Heinrich Meyer

1897

Inhalt.

I. Aus dem Familienkreise.

II. Vom Lande.

III. Aus der Großstadt.

I.

Vom braven Gyuri.

Es ist Ihnen gewiß bekannt, daß der Ehe des Franz Majornoky und der Katharina Gál zwei Söhne entstammten. Aber ich bitte Sie, mir zu glauben: Diese Ehe war von Haus aus eine verfehlte; sie kam durch die Vermittlung eines Advokaten zustande, und es scheint doch besser, wenn die Ehen nicht in einer Advokaturs-Kanzlei sondern im Himmel geschlossen werden.

Der alte Majornoky war übrigens sein Leben lang ein windiger Patron, der seine besonderen Mucken hatte; und eben um dieser seiner Eigenschaften willen hatten ihn seine Verwandten verheiratet. „Denn", klügelten sie, „gemeiniglich verdrehen die Frauen den Männern den Kopf und machen die gescheitesten zu Narren; warum sollte zur Abwechslung nicht einmal auch eine Frau einen Narren zum vernünftigen Menschen machen? Es kostet ja dieselbe Mühe."

Was die Katharina betrifft, so wäre sie kein

übles Mädchen gewesen; nur die Gestalt war etwas zu kurz gerathen. Sie hätte an der Seite eines braven Mannes gewiß auch eine ganz gute Frau abgegeben, wenn nicht ihr Vater, der reiche Seifensiedermeister Gál, ihre Erziehung gründlich verfehlt und seine Tochter in der Sucht für hochhinaus großgezogen hätte; eine wahre Seuche ist das, die ihre Opfer besonders in bürgerlichen Kreisen reichlich fordert.

„Glück machen!“ das ist der Traum dieser Mädchen; eine mehrzackige Krone in ihr Taschentuch sticken zu dürfen — — „Glück machen!“ Als ob das so ein Glück wäre, in fremder Luft, auf fremdem Boden leben zu müssen.

Wenn die Weinrebe spräche: „Setze mich dort in jenes blumige Thal,“ — so würde ihr der Weingärtner antworten: „Bist du von Sinnen, du kleine Rebe? Dort würde ja die Sonne dich kaum bescheinen, der schwere Boden dich zugrunde richten.“ — Oder wenn der Weidenbaum sich nach der hohen Bergeskuppe sehnte: „Dort oben möcht' ich leben; grabt meine Wurzeln aus und bringt mich dort hinauf.“ Ja, hinaufgebracht kannst du wohl werden, aber nur um dort oben zu verdorren. Und wie die fetten Butterblumen und der scharfe Storchschnabel und das steife Rohr und all' die üppigen Sumpfpflanzen, wie die alle die Köpfe

zusammenstecken und den biedern Weidenbaum verlachen und verhöhnen möchten! Selbst das sanfte Vergißmeinnicht würde sich eines mitleidigen Lächelns kaum erwehren können.

Aber der Katharina Gál hat damals niemand etwas gesagt. Der Herr von Majornoky soll zwar, als er seiner Braut ansichtig wurde, ob ihres zu kurz gerathenen Wuchses einige Bemerkungen gemacht haben; aber seine Schwiegermutter meinte, wie es heißt, daraufhin: „Machen Sie sich deshalb keine Sorgen, Herr von Majornoky; lassen Sie meine Katalin sich nur auf ihre Geldtruhe setzen, und Sie sollen sehen, wie sie da wachsen wird.“ — Und so geschah es; sie wuchs vor seinen Augen.

Er hat sie auch richtig geheiratet; sie lebten aber nur drei Jahre miteinander. Wenn ich galant wäre, würde ich von 6 Jahren sprechen; denn Kriegsjahre zählen bekanntlich doppelt. Auf einmal entstand ein Gerede; es verlohnt sich nicht der Mühe, darauf näher einzugehen; die alte Schablone: Offizier, — Duell, — Scheidung, — die bekannten drei Stationen im Reiche der Ehe.

Herr Franz von Majornoky war gar nicht liebenswürdig mit seiner Frau; desto liebenswürdiger war sie mit andern. Der Kuckuck weiß übrigens, ob alles wahr ist. Im Scheidungsprozesse war nur von der gewissen, „unüberwind-

lichen gegenseitigen Abneigung" die Rede; und dieses Wort gleicht einem Sacke, so breit und tief, daß darin die ganze schmutzige Wäsche zweier Menschen Platz findet.

Sie haben die Lösung nie gesucht, so will ich denn auch nicht daran rütteln. Ich habe ohnedies mehr mit den Söhnen zu thun, die ihre Kinderjahre bei der Mutter, im Kreise der Seifensiederschen verbrachten; denn die geschiedene Strohwitwe kehrte wieder in's elterliche Haus zurück. Warum man nur von Stroh spricht, wo doch eher Dornen sind?

Die Seifensiederschen waren sehr stolz auf ihre Kathi, und die alte Frau versäumte keine Gelegenheit: „meine Tochter, die Frau von Majornoky" anzubringen. Und wie erst die zwei Rangen verwöhnt und verhätschelt wurden! Es war possierlich anzusehen, wie der alte Peter Gál seine kleinen Enkel an deren Geburtstage alljährlich mit einer gereimten Ansprache als die „Herren von Majornoky" begrüßte.

Die zwei Knaben waren so verschieden wie nur möglich: Gyuri schwarz, Pali blond; Gyuri fromm, von tiefem Gefühl, Pali ausgelassen, nachlässig und oberflächlich. Pali verrieth frühzeitig, daß er sich zum Herrn geboren fühle, und rümpfte unverhohlen die Nase über die ganze Seifensiederei;

der sanfte Gyuri dagegen hieng warm an seinen Großeltern, was dem Herrn Seifensieder zur besonderen Befriedigung diente.

„Das ist der unsere, das ist der schmiegsame Zweig; der Pali, paßt auf, wenn der einmal vierspännig fährt, der kennt uns dann nicht mehr. Aber auf den Gyuri halte ich, der neigt zu uns.“

Als die Knaben das achte Lebensjahr erreicht hatten, kamen sie zum Vater in die Stadt, wo ihre Erziehung vollendet werden sollte. Der Schmerz der Trennung gieng der alten Großmutter so nahe, daß sie darüber starb, und der Großvater folgte ihr bald nach in's Jenseits. Wozu hätte er auch noch leben sollen?

Ein verruchtes Gehirn hatte die Millykerzen erfunden, und um's Seifensieden allein lohnte es sich wirklich nicht zu leben; das Hauptertr); das Haupterträgniß lieferten die Unschlittkerzen, und danach war keine Nachfrage mehr.

Ja, wenn Herr Milly mit seinen neuen Stearinkerzen nicht gekommen wäre, so hätte Frau Katharina ein hübsches Sümmchen von ihrem Vater geerbt, und ich wäre nicht in die Lage gekommen, diese Geschichte zu erzählen, so wie sie sich nun zugetragen hat.

Da aber die neuen Millykerzen nun einmal da waren, so versuchte es Herr Gál mit ver-

schiedenen anderen Spekulationen, und als er zu Grabe getragen wurde, fand man das vielbesprochene Vermögen arg zusammengeschmolzen, gleich einer Unschlittkerze seligen Andenkens. Und eben jetzt hätte Frau Katharina Geld gebraucht, und wäre dessen noch so viel gewesen; denn zwischen den beiden geschiedenen Eheleuten war ein erbitterter Kampf ausgebrochen — um die Liebe der zwei Knaben.

Das war ein eigenthümlicher Kampf wie er in den Annalen des Komitats noch nicht verzeichnet stand!

Die Versorgung der Knaben oblag dem Vater; doch war es der Mutter nicht verwehrt, auch beizusteuern; und so wanderte denn wöchentlich eine Menge Backwerk nach Schemnitz, wo die Knaben studierten. Darob erboste Herr von Majornoky derart, daß er den sämmtlichen Zuckerbäckern der Stadt die Weisung zukommen ließ: „seine jungen Herren dürften bei ihnen essen, so viel nur Platz habe;“ und zu Weihnachten schenkte er einem jeden der Buben eine silberne Uhr.

Das ließ nun wieder der Frau keine Ruhe, und als die Ostern kamen, — kontraktmäßig verbrachten die Knaben diese Feiertage bei der Mutter, — überraschte sie ihre Söhne mit goldenen Uhren. Das war nun ein so hoher Trumpf, den sie da

ausgespielt, daß dem Vater nichts übrig blieb, als während der Sommerferien eine Pony-Equipage anzuschaffen. Da soll dann einer noch drüber hinaus!

Aber die mütterliche Erfindungsgabe war unerschöpflich; was ihr Geist nur ersinnen mochte, es mußte herbeigeschafft werden, und wenn es die schwersten Opfer kostete: nur daß sie sich die Liebe der Knaben erhalte. Und der Vater wieder brüstete sich unablässig: „Ich gebe nicht nach; sie soll es mir nicht zuvorthun!"

So gieng das eine ganze Reihe von Jahren fort: hatte die Frau einen Hauslehrer aufgenommen, so ließ der Mann einen theuren Hofmeister kommen; und als die Frau anfieng, den Knaben Albums und Bücher zu schicken, kaufte der Mann eine ganze Bibliothek zusammen und ließ sie auf Leiterwagen in die Stadt verfrachten.

Die jungen Fante befanden sich bei diesem Wettstreite natürlich ganz wohl; sie schwammen in Milch und Honig, giengen in Sammet gekleidet, schneuzten sich in Seidentücher und wußten gar nicht, wo das viele Geld hinzuthun.

Doch es kam dann eine Zeit, wo dieser edle Wettstreit nach und nach erlahmte. Die Mutter schickte nur mehr Stickereien, Handarbeiten.

Dem Pali wollten diese Zeichen der Zeit

nicht recht behagen; der „schmiegsame Zweig“ hingegen, Gyuri, ehrte selbst diese kleinen Gaben, bewahrte sie sorgsam und küßte sie: „Du arme liebe Mutter! Wie viel tausend Nadelstiche kosteten dich diese Arbeiten!“

Um die Wahrheit zu gestehen: auf dem Gute Majornok war auch einige „Ermattung“ zu verspüren; hatte es doch erst im verflossenen Herbste eine Deputierten-Wahl gegeben; das war ein starker Aderlaß!

Aber gleichviel; — die Erziehung der jungen Herrn ist jetzt vollendet; demnächst legen sie die Maturitätsprüfung ab; und das genügt vollkommen für einen Herrn von Majornoky.

Der alte Herr reiste selbst zur Prüfung hinauf. Seit er Abgeordneter geworden war, liebte er es, sich allerorten zu zeigen.

Gyuris verkommenes Aussehen machte ihn stutzen.

„Hast du keine besseren Kleider?“

„Nein, lieber Vater.“

„Was fängst du denn mit dem vielen Gelde an, das ich dir schicke?“

„Ich gebe es aus,“ antwortete Gyuri leichthin.

Der Vater zupfte unmuthig an seinem Barte.

„Woher diese plötzliche Veränderung? Noch im Vorjahre hattest du ein hübsches Sümmchen

erspart, und giengst dabei einher wie ein Prinz. Was ist da mit dir vorgegangen? Und — seht, seht, wo sind denn deine Ringe, deine Uhr?"

„Ich habe sie nicht mehr."

„Da sind wir schön daran! Sprich Junge: du hast jemanden?"

„Ja, Vater."

„Du fängst zeitlich an, du mit deinem Flaumbart," brummte der Vater in seinen ergrauenden Bart hinein; und er versuchte dabei seine Stirn in ernste Falten zu legen; aber sein Schnurrbart kräuselte sich heimlich vor väterlichem Stolze.

„Und möchtest, du Spitzbub, mir nicht sagen, wer es ist?"

„Nein, Vater; das kann ich nicht."

„Meinetwegen. — Jetzt eilt in den Prüfungssaal, ich folge euch bald."

Den Herrn Abgeordneten wandelte die Lust an, vorher noch eine Cigarre zu rauchen; er hatte aber keine bei sich. —

„Die Buben werden doch welche haben?"

Er begann dann zu suchen, öffnete einen Mahagoni-Schrank nach dem andern, da plötzlich fällt ihm ein Packet Aufgabsrecipisse in die Hand, — 60 — 50 — 40 fl!

„Aha" lächelte er, „da haben wir den Jemand! Wo ist denn nur mein Augenglas?"

Da stand auf den Recipissen der Name: Katharina Gál. Er fuhr giftig in die Höhe.

„Also ist sie schon so herabgekommen? Geschieht ihr ganz recht!“

Ein diabolischer Zug hieß ihn zu triumphieren; es war ihm, als ob Dämone der Schadenfreude ihn umtanzten und ihn mit magnetischen Fingern kitzelten. Doch plötzlich griff's wie mit eisiger Hand an sein Herz, daß er zurücktaumelte.

„Also zu ihr hält er? Sie liebt er? An sie verschwendet er mein Geld?“

Endlich faßte er sich, gieng hin und wohnte der Prüfung bei, zwar anscheinend ruhig, aber ein innerer Aufruhr tobte in seinem Herzen.

Als die Prüfung zu Ende war, verkündeten die Professoren das Resultat: Pali war durchgefallen, Gyuri hatte „vorzüglichen“ Erfolg.

Der Vater trat zu jenem der Söhne hin, der eben durchgefallen war, und küßte ihn zärtlich auf die Stirn: „Nimm's leicht, mein Kind; du wirst deshalb doch den Herrn spielen.“

Der andere neigte sich zu seiner Hand herab, um sie zu küssen; doch der Vater entzog sie ihm, und zornfunkelnden Auges rief er: „Aus meinen Augen, daß ich dir nicht fluche!“

Erbleichend frug der Sohn: „Vater! Was hab' ich denn verbrochen?“

„Und du fragst noch? Verrathen hast du mich! Mein Geld schickst du ihr! Jetzt weiß ich auch, wo die Uhr und die Ringe hingekommen sind. Du bestiehlst mich ihrethalben!“

„So erfahre denn, daß sie in der größten Dürftigkeit lebt,“ stammelte Gyuri und Thränen brachen aus seinen Augen.

„Was kümmerts mich,“ erwiderte der Vater mit herzloser Kälte. „Und mit dir will ich auch nichts mehr zu schaffen haben. Geh' deiner Wege.“

„Verzeih, Vater,“ flehte der Jüngling; „ich folgte ja nur dem Gebote der Natur.“

„Natur?“ höhnte der Alte. „Ich kenne keinen Gesetzgeber dieses Namens; ist auch meines Wissens noch in keinem Komitate zum Deputierten gewählt worden. Geh' hin zu dieser deiner Natur, wenn du ihre Gebote so gewissenhaft befolgst. Ich kenne dich nicht mehr.“

Und er wendete sich ab von seinem Sohne Gyuri, der nun, verlassen wie er war, zu Fuß nach jenem Städtchen wanderte, das seine Mutter beherbergte, indeß der Vater mit dem andern in einem Viergespann nach seinem Kastell fuhr. Unterwegs sprachen die beiden beim Vizegespan vor, welchem Herr von Majornoky seinen eben durchgefallenen Sohn vorstellte.

„Ich empfehle meinen Sohn Pali deinem

Wohlwollen; ich lasse ihn nicht weiter studieren; er hat daher seine Studien absolviert. Sei so gut und sorge, daß er bald ein Amt erhält."

Der Vizegespan lächelte freundlich: „Und für welche Stelle wäre unser Pali wohl geeignet?"

„Natürlich für jene, die zuerst erledigt wird," lautete die einfache Antwort des Vaters.

Nun war es im Rathe der Vorsehung beschlossen, daß der Rechnungsrevisor des Komitats, Herr Johann Lázár, der erste unter den Beamten sein sollte, der das Zeitliche zu segnen hatte, — und so wurde Pali von Majornoky als Revisor des Komitats installiert; indeß der „schmiegsame Zweig" der Familie, der brave Gyuri, bei einem alten Advokaten als Schreiber einstand, um mit diesem kargen Verdienste das Elend seiner Mutter einigermaßen zu lindern. Denn es stand schlecht um die Strohwitwe.

Aus ihrem großen Hause und aus ihrer Seifensiederei hatte man sie hinauslicitiert, ihre beweglichen Werthsachen und das wenige Geld, das verblieben, waren nach und nach abhanden gekommen, — — — ach, wie schnellfüßig sind diese Güter, wenn sie einmal in Fluß gerathen!

Sie bezog mit ihrem Sohne ein kleines Monatszimmer, dessen Miethe sie von dem Erlöse ihrer Handarbeiten zu bestreiten hatte. — Ist

schon die Feder ein schlechter Broterwerber, — nun gar erst die Nadel! Die kann fürwahr zur Feder wie zu „Ihrer Hochwohlgeboren“ aufblicken!

So brachten sich beide kümmerlich durch; doch waren sie nicht aller Freuden bar, besonders Frau Katharina: es lebte ja noch ihr Gatte, — sie konnte daher hassen; und sie hatte ja dann einen Sohn, den sie ganz den ihren nennen durfte, — sie konnte daher auch lieben. Ja, sie konnte auch selbst den andern Sohn noch lieben, wenngleich derselbe ihr nur dann und wann einige flüchtige Zeilen zukommen ließ; zu Besuchen fand derselbe niemals Zeit. Er lebte in der „Welt“, amüsierte sich, machte die Cour und Schulden.

Das war wohl auch der Grund, daß oft Wolken des Unmuths auf ihrer Stirne lagerten und ein Ton der Erbitterung aus ihren Reden herausklang.

„Wir stehen allein auf dieser Welt, mein lieber Sohn, denn auch Pali ist nicht mehr der unsere. Ja, ja, — wir haben sonst niemanden auf dieser weiten Welt.“

Und so war es wirklich; es mußte einer aus dem Jenseits kommen, daß ihnen Hilfe werde.

Eines Tages wurde nämlich vor dem Ofner Rathssenate das Testament des seligen Schuster=

meisters Mathias Gál eröffnet, daraus hervorgieng, daß der ehrsame Meister sein gesammtes Vermögen im Werthe einiger hunderttausend Gulden der Tochter seines Geschwisterkindes Peter Gál, Namens Katharina hinterlassen habe, „falls dieselbe sich noch am Leben befinden sollte.“

Was mag der im Leben wohl alles zusammengeschüstert haben!

Nun begann ein neues Leben für die jungen Herren von Majornoky.

Gyuri verließ seinen Prinzipal, den alten Advokaten, und Pali fand plötzlich Zeit, seine liebe Mutter zu besuchen. Doch zur selbigen Zeit, als die Sonne hier mit neuem, goldigem Glanze aufgieng, verschwand sie drüben in düsterem Nebel. Das Abgeordneten-Mandat hatte den alten Herrn gründlich ruiniert. — Ja das Volksvertrauen hat einen gar weiten Magen! Und nun, da er kein Mandat mehr erhalten konnte, war er bemüßigt, sich um ein Stuhlrichteramt zu bewerben. Und er versank immer tiefer und tiefer in den schlammigen Fluthen des Wuchers, bis endlich das Kastell Majornok sammt dem dazugehörigen Grundbesitz unter den Hammer kam.

Als dies der Strohwitwe zu Gehör kam, — welche Genugthuung!

„Setz' dich auf, mein Gyuri, und eile, ohne

dich aufzuhalten spornstreichs nach Majornok. Kauf' es, und kost' es, was es kostet!"

Der alte Majornoky besaß zwar gar nichts mehr, deshalb war er doch noch ein Herr, und noch dazu ein ganz gewaltiger.

Gyuris Weg führte ihn durch den Stuhlbezirk seines Vaters. Vor einem kleinen Wirthshause hielt er an und verlangte zu speisen. Der Wirth verfiel in tiefes Hinbrüten, was er wohl anbieten könnte.

„Nun, so laßt mir eine einfache Eierspeise machen," sprach endlich Gyuri.

Als ob das so einfach wäre.

„Eine Eierspeise?" schrie der Wirth auf; „da seid Ihr gerade am rechten Orte, Herr! In der ganzen Umgegend findet Ihr nicht ein einziges Ei."

„Was ist denn mit den Hühnern geschehen?"

„Eine schreckliche Verwüstung ist unter ihnen angerichtet worden, seit Herr von Majornoky unser Stuhlrichter ist."

„Wieso, ich verstehe Euch nicht."

„Der gnädige Herr ist nervös und hat einen sehr leisen Schlaf; da muß denn der Ortsrichter allerorten, wo der gnädige Herr übernachtet, alle Hühner abschlachten lassen, damit deren dummes Gekrähe den Herrn Stuhlrichter nicht aufwecke."

So war einst der stuhlrichterliche Nimbus; deshalb galt doch zweimal zwei auch damals schon vier; wer aber nicht rechnen konnte, gelangte schließlich dahin, daß er den Schlaf verlor. Die Hühner konnte man ebenfalls abschaffen und abschlachten, aber die Gläubiger blieben am Leben und auf der Lauer.

„Übrigens,“ schwätzte der Wirth weiter, „seine Stuhlrichterschaft wird so gar lange nicht mehr dauern, es geht mit ihm bergab.“

„Wieso?“

„Morgen wird Majornok veräußert.“

„Ich weiß; aber deshalb kann er doch Stuhlrichter bleiben?“

Der Wirth zwinkerte mit den Augen:

„Wie man's nimmt. Es geht kunterbunt zu bei ihm; verschiedene Schulden — — nicht ganz rein; — — in der Amtsführung manches — — nicht ganz korrekt, — — belieben mich zu verstehen? Ich weiß so manches; mein Sohn ist Schreiber im Amte, — der erzählt mir natürlich alles. Diese Geschichten werden ihm früher oder später das Genick brechen. Es thut mir leid um ihn, denn im Grunde war es ein nobler Herr.“

Der Gast seufzte betrübt und senkte nach-

denklich sein Haupt. Endlich erhob er sich: „Wie heißt Ihr?"

„Gábor Balics, zu dienen."

„Wollt Ihr mir einen Gefallen und gleichzeitig ein gutes Werk thun?"

„Das hängt von der Beschaffenheit des Gegenstandes ab," drückte sich der Wirth zierlich aus.

„Ich bin Gyuri Majornoky, der Sohn Eures Stuhlrichters."

Den Lippen des erschrockenen Wirthes entfiel die silberbeschlagene Pfeife. „Ei, ei," stammelte er; „daß meine Zunge verdorrt wäre, bevor ich — — —; nun, da bin ich, laßt mich nur binden."

„Seid unbesorgt, guter Freund; es soll Euch nichts geschehen. Aber — ich hätte eine Bitte an Euch."

„Mein Leben," rief der Wirth — — —

„Um Euer Leben ist es mir nicht zu thun," lächelte Gyuri, „aber sagt Eurem Sohne, daß er mich jedesmal in Kenntniß setze, wenn wieder einmal etwas vorkommen sollte; ich werde die Sache ordnen, ohne daß mein Vater dessen recht gewahr wird. Und Eure Bemühungen sollen nicht unbelohnt bleiben. Wollt Ihr mir das versprechen?"

„Hier meine Hand. Aber wo werde ich den jungen Herrn treffen können?"

„Im Kastell zu Majornok."

„Im Kastell? Das wird ja morgen verkauft."

„Eben deshalb," lächelte Gyuri. „Sucht mich nur dort auf, Ihr oder Euer Sohn."

Am folgendem Tage war Frau Katharina die Eigenthümerin des Kastells von Majornok und des dazu gehörigen Grundbesitzes. Im Kastell brauchte nichts geändert zu werden: das Wappen über dem Thore, ein auf einem Schwerte aufgespießter Türkenkopf, konnte dort weiter prangen, und auch die Ahnen brauchten die gewohnten Wände nicht zu verlassen, — sie blieben ja auch fortan zuhause.

Und nun bewohnte die Seifensiederstochter wieder dieselben Räume, welche sie einst mit gar süßen Hoffnungen bezogen, und in denen sie dann so viel gelitten hatte. Sie durchstreifte das ganze Haus, den Garten, suchte alle ihre einstigen Lieblingsplätze auf: „Schau, schau! Der alte Weißdorn hier ist auch schon eingegangen; er hat dir, mein Gyuri, einmal die Wange blutig geritzt. Und dieser Birnbaum, — — sollte es wirklich derselbe sein? Wie stark der geworden ist! Sieh' nur, Pali, den ließ ich im Jahre deiner Geburt

setzen.“ — Und ob der Bach am Ende des Gartens wohl noch an derselben Stelle fließt? Und ob er noch immer unablässig murmelt? Jawohl, er murmelt und schwätzt noch immer an derselben Stelle, und da es eben Herbst ist, so fällt das dürre Laub auf seine kleinen Wellen, die es dem weiten Meere zuführen.

Ein dürres Blatt aus dem Garten der Herren von Majornoky fährt zum Meere!

Nach diesen ersten Ergüssen im Hochgefühle des Besitzes, vertheilte sie die Rollen unter ihre Söhne: „Pali mag im Amte bleiben und eine gute Partie machen; er soll uns eine junge Frau ins Haus bringen, das Kastell ist groß genug; und ich gebe ihm jährlich viertausend Gulden. — Du, Gyuri, bleibst bei mir; wir wirthschaften zusammen und genießen die stillen Freuden des Landlebens. Darum wirst du doch auch ein Herr sein, mein lieber Sohn: ich gebe dir auch jährlich viertausend Gulden; da kannst du dir einen Bedienten halten, vierspännig fahren und Champagner trinken.“

Gyuri hütete auch wirklich das Haus und widmete sich mit voller Hingebung der Landwirthschaft. Er fuhr zwar nicht vierspännig, trank auch keinen Champagner, fühlte sich aber trotzdem sehr glücklich; nur hie und da fanden ihn manche Tage ernst und nachdenklich.

Da streichelte dann seine Mutter umsonst seine gerötheten Schläfen: „Du hast einen geheimen Kummer? Willst du dich mir nicht anvertrauen?“

„Es ist nichts, liebe Mutter; ich denke nur über das und jenes nach.“

Hm, hm! Worüber denn? — — Es gab doch gar keinen Grund zu ernsten Sorgen, deren Spuren immer häufiger auf seiner Stirne zu lesen waren.

Verliebt kann er nicht sein; er geht nirgends hin, Besuche kommen auch keine — — doch, doch — ab und zu kommt dieser alte Wirth, und in neuerer Zeit werden seine Besuche immer häufiger, und dann schließen sie sich im Gartenhause ein und verhandeln stundenlang mit einander.

Die Mutter hatte es herausgefühlt: „Dieser Mensch bringt die schlimmen Nachrichten, die meinen Gyuri so traurig machen; ich werde schon dahinter kommen, wenn nicht anders, so durch List.“

Eines Nachmittags, als der Sohn eben draußen auf dem Felde war, kam Gábor Balics, der Wirth, des Weges daher.

„Treten Sie nur ein,“ lautete die freundliche Aufforderung der Schloßfrau.

„Ich suche eigentlich den jungen Herrn," zögerte der biedere Gastwirth.

„Ich weiß es," erwiderte sie schlau; „mein Sohn hat mir davon gesprochen. Also — was gibt's neues?

„Ach, wir brauchen wieder Geld."

„Schon wieder? Und wozu denn das viele Geld?"

„Ja —" der Alte kratzte sich bedenklich; „das Komitat ist ein großer Moloch, — in dem geht viel auf."

„Habt Ihr irgend ein Schreiben gebracht?" frug die Schloßfrau aufs Geratewohl.

„Wie denn nicht! Da ist ein Brief vom gnädigen Herrn selbst. — Wie es heißt, haben sie ihn gestern seines Amtes enthoben. — Ja, ja, — so ein Komitat ist ein großer Moloch! — Wie viel Geld hab' ich schon hingetragen! Und sie haben ihm doch sein Amt genommen."

Indeß der Alte weiter schwatzte, starrte die Frau zähneknirschend, wie verloren, in das offene Schreiben:

„Mein lieber Gyuri! Schicke mir durch den braven Balics sogleich hundert Gulden!

Majornoky."

Frau Katharina wurde bleich wie die Wand, dann überzog plötzlich Scharlachröthe ihre Wangen,

die kleinen grauen Augen traten aus ihren Höhlen und schossen schlangenartige Blitze, dann reckte sie sich, so gut es ihre zu kurz gerathene Gestalt eben gestattete, in die Höhe:

„Nicht einen Heller bekommt er! Mach, daß du fortkommst! Oder der Teufel fährt dir durch deine elende Seele!“

Und als ob sie diese Drohung wahr machen wollte, stürmte sie auf den biedern Gastwirth ein, der denn auch in wilder Flucht sein Heil suchte.

Wie mit einem Schlage war all der schillernde Firniß verschwunden, den sie einst sich im Pensionate geholt und den das glänzende Kastell und die schweren Seidenstoffe ihr geliehen; sie entpuppte sich als die echte „Seifensiederische,“ die sie war.

Frau Katharina schien zur Furie geworden; sie riß ihre Kleider vom Leibe, rannte über die Gänge, durch alle Zimmer, und zertrümmerte Tassen, Gläser, Vasen, Blumentöpfe, alles, was ihr unter die Hände kam; schließlich stürmte sie in die Gesindestube, wo ihre Faustschläge gleich Hagelschloßen auf die Häupter der erschrockenen Mägde niedersausten.

Eben kam Gyuri nach Hause. Fröhlichen Sinnes, leise vor sich hin pfeifend, schritt er auf

dem Fußpfad daher, der zum Kastell hinaufführte. Die Sonne sandte ihre letzten, matten Strahlen über Berg und Thal; das Himmelszelt schien bleich darein, und links vom Walde rauschte es schläfernd und geheimnißvoll in den Wipfeln.

„Schließt die Thore!" herrschte die ergrimmte Schloßfrau.

Bestürzt eilten alle Diener herbei, und das alte Thor, welches seit anderthalb Jahrhunderten, seit dem letzten Auszuge der Türken bei Tag und Nacht offen gestanden war, fiel jetzt vor dem heimkehrenden Sohne des Hauses knarrend in seine Angeln.

„Was soll das?" staunte Gyuri. „Öffnet!"

Keine Antwort. Er horchte und es kam ihm vor, als ob drin' leise gezischelt würde.

Er schlug mit der Faust an's Thor.

„He, Leute, ich bin's!"

Leises, verhaltenes Gekicher war die Antwort.

„Na, wartet, Ihr Halunken!"

Ungeduldig schritt er auf und ab, nahm endlich einen Stein und hämmerte damit auf das Thor los.

Im ersten Stockwerke ward ein Fenster geöffnet; man hörte es klirren.

„Wer lärmt da?" ertönte eine tausendmal gehörte Stimme, und doch klang sie fremd.

„Ich bin es, Mutter.“

„Wer?“

„Erkennst du mich denn nicht?“ lachte der Sohn. „Der Zorn mag meine Stimme verändert haben. Denk' dir nur, sie haben das Thor mir vor der Nase zugeschlagen.“

„Ich hab' es so befohlen.“

„Du?“ frug Gyuri verdutzt. „Auf deinen Befehl? Wie soll ich mir das erklären?“

Es begann in ihm zu dämmern, daß dies kein bloßer Scherz mehr sei.

„Mutter,“ rief er mit bebender Stimme; „was ist denn geschehen?“

„Das ist geschehen, daß du zum Vater hältst, du hast meine Liebe bestohlen, hast mein Vertrauen getäuscht, hast mein Vermögen an ihn verschwendet. Du hast keinen Charakter, — ich verleugne dich.“

Das war das letzte Wort. Das Fenster erklirrte noch einmal, als es zugeschlagen wurde. Alles war aus.

Gyuri drückte seine pochenden Schläfen an die Thorsäule und blickte mit verglasten Augen lange, lange zum wolkenlosen Himmel auf, an dem eben ein Sternlein aufflammte. Er schaute das Sternlein lange an, doch dieses sagte ihm nichts. Er wischte sich die Thränen aus den

Augen und schritt dann denselben Fußpfad hinab, den er eben zuvor gekommen war; jetzt blieb der Wald rechts liegen, und dieser sagte ihm etwas: „Du hast keinen Charakter!“ so rauschte es aus dem Walde. Und oben auf dem jenseitigen Hügel, bei Stefan Papp's Meierhofe sprach ein Haselstrauch zu ihm: „Schneide dir aus meinen Schößen einen Wanderstab.“

Er suchte lange im Dickicht herum, bis er endlich den schmiegsamsten abschnitt.

Wohin er gegangen? Was aus ihm geworden? Ich hab' es nicht erfahren. Doch dürfte als gewiß anzunehmen sein, daß er stets den Kürzeren gezogen, während der unbedeutende Pali im Wohlleben schwelgte, weil er stets demselben nachgieng. — Was ich erzählt, ist wahr bis aufs Haar; nur für das Geschwätze des Wirthes, des guten Balics, stehe ich nicht ein. Ich will zwar nicht bezweifeln, daß der alte Majornoky Komitatsgelder veruntreute; aber daß man ihn deshalb seines Amtes enthoben hätte, nun — das kommt mir doch zu unwahrscheinlich vor. —

II.

Mein Taufpathe.

Oh nein, niemals werde ich die Basen meiner guten Mutter vergessen, diese lieben, alten Fräulein, denen ich so viel Freuden verdankte. Denn so oft sie zu Besuch kamen, kochte meine Mutter stets eine Chokolade zur Jause.

Die hagere Base Franczka war die strengere; jedesmal verlangte sie meine Schreibhefte zu sehen und machte mich dann ordentlich herunter:

„Was das wieder für Krähenfüße sind! Ich sehe da nicht einen einzigen anständigen Buchstaben!“

Die rundliche Base Johanka kam mir immer gleich zu Hilfe:

„Zanke ihn nicht schon wieder, Franczka! Du verbitterst noch den armen Buben; sieh, wie der Ärmste traurig ist; er soll doch erst seine Chokolade ruhig fertig trinken. Es ist ja nicht seine Schuld, daß er so schlechte Buchstaben

macht; wo hätte er denn bessere hernehmen sollen? Er ist ja noch nicht aus dem Dorfe hinausgekommen. Er macht die Buchstaben gerade so, wie sie ihm sein Lehrer, der Albert Tusnay, zeigt; und der trinkt ja so viel, daß seine Hand beim Schreiben zittert!"

Aber mit noch größerer Verehrung gedenke ich des Bruders der beiden Basen, meines Taufpathen, des alten Gutsverwalters, der den Kaiser Napoleon noch leibhaftig in Wien gesehen hatte.

Eine stämmige, militärische Gestalt. Seinem länglichen, edelgeformten Gesichte, seinen klugen blauen Augen, seiner imponierenden Haltung mußte es selbst ein Einfaltspinsel ansehen, daß dieser Mann Napoleon den Ersten unbedingt gesehen haben mußte, von dem noch jetzt die Bauern, wenn sie abends auf den Bänken vor ihren Häusern sitzen, sich erzählen: wie man aus dem Meere ein großes Gansei herausgefischt habe, in welchem kein Dotter, wohl aber ein Zettel sich befand mit der Handschrift des großen Napoleons, wo er schreibt: „Ich lebe noch und kehre bald zurück, und dann werde ich alle Könige der Erde in Ketten schlagen lassen."

Ach, wenn sie nur alle diese gefesselten Könige durch unser Dorf führen wollten!

Der Verwalter saß ganze Nachmittage lang dort auf der Bank in unserem Gange und ver-

tröstete meine Mutter: „Ich will einen tüchtigen Mann aus Eurem Buben machen, sobald ich nur mit den meinen fertig bin.“

Er hatte zwei brave Söhne: der eine studierte in Ofen „zum Ingenieur,“ der andere war Mediziner in Pest. Der Mediziner war der ältere, der sollte natürlich früher fertig werden; aber das Schicksal wollte es, daß der Ingenieur früher fertig wurde: — er starb.

Er hinterließ nichts als eine Wunde im Herzen des Alten und eine Kiste voll Bücher: Algebra, Logarithmen, Geometrie, Wasserbaukunst und sonstige technische Studienbücher.

Die Bücher wurden uns eines Tages in einem großen Deckelkorbe ins Haus gestellt. Meine Mutter lächelte schon von weitem dem großen Korbe bedeutungsvoll entgegen. — „Gewiß sind Kirschen darin,“ dachte ich. Nach einer Weile rief sie mich in ihr Zimmer und begann feierlich: „Geh' hin und küsse deinem Taufpathen die Hand; eine große Freude harrt deiner.“ Nun zweifelte ich schon gar nicht mehr daran, daß in dem Korbe Kirschen seien.

„Die Wahl deiner Lebenslaufbahn machte mir bisher viel Sorge. Ich hätte es gerne gesehen, wenn du Stuhlrichter geworden wärest; du hättest hier in dem Dorfe bei mir wohnen

können; du hast auch die Neigung dazu. Da wir nun aber diese theueren Bücher haben, die sonst zu nichts wären, so haben wir es mit dem Gevatter besprochen, daß du Ingenieur werden sollst."

Das währte so einige Zeit. Es wurde mir so oft vorgesagt, daß ich zuletzt selbst an diesen Beruf glaubte.

Aber nach zwei Jahren starb auch der andere Sohn des armen Taufpathen, der Mediziner, und da auch dessen hinterlassene Bücher uns zugeschickt wurden, so entstand nun der ernste Konflikt: was ich jetzt studieren sollte? Wenn am Ende die ärztliche Carrière doch die bessere wäre? — Meine Mutter meinte bald so, bald so. Mein Taufpathe sprach salbungsvoll: „Glücklicher Junge, der so nach Herzenslust wählen kann!"

Nach wiederholtem Gedankenaustausche hieß es endlich: „es ist am besten, er lernt beides." — Und so kam es, daß ich weder das eine, noch das andere lernte.

Doch der gute alte Herr wurde dessen nicht gewahr, denn bis an sein Lebensende eiferte er mich stets an: „Studiere nur ordentlich fertig; nach meinem Tode mache ich dich zum reichen Manne."

Und wirklich, als seine Verlassenschaft abge-

handelt wurde, fand sich ein Brief vor mit der Aufschrift: „Man gebe diesen Brief meinem Pathenkinde an dessen einundzwanzigstem Geburtstage.“

Es fällt schwer, auf das Reichwerden lange Jahre warten zu müssen; und so gelang es mir denn, Base Johanka zu bestimmen, daß sie mir den Brief schon früher ausfolgte.

Da stand geschrieben mit schiefen, altväterischen Buchstaben:

„Dir, meinem lieben Pathenkinde, dem Doktor, vermache ich mein sorgfältig gehütetes Geheimniß, dem zuliebe ich auch einen meiner Söhne zum Arzte heranbilden wollte. Du sollst nun erfahren, wie die Schwindsucht, die Abzehrung zu heilen ist. Jeder deiner Patienten wird davonkommen: — Nimm eine Rippe vom Skelett eines Stöhrs, thu sie in einen Mörser, zerstampfe sie zu feinem Pulver, vertreibe das Ganze durch ein Haarsieb und lasse den Kranken vom also gewonnenen Pulver alle halbe Stunden einathmen. — Großer Reichthum, viel Geld und Ehren werden dir zutheil werden. Erfreue dich dessen in Frieden.“

Besten Dank, mein guter Pathe!

III.

Die Stiefmutter.

Eines Tages verstarb im Kindbette die junge, schöne Frau eines Compossessors*) dieser Gegend, Namens Lörincz von Gáthy.

Die Frau wurde beweint und begraben; der Säugling, ein schöner, gesunder Knabe, verblieb am Leben.

Da war eine ältliche Base des jungen Witwers, die nahm den verwaisten Säugling auf den Arm, und so viel sie beim Leichenbegängnisse an Thränen erübrigt hatte, das vergoß sie nun über dessen Wiege: „Du arme verlassene Waise! Was soll aus dir werden? Ohne mütterliche Pflege mußt du ja zugrunde gehen.“

Warum sie wohl so gesprochen hat? Denn ohne Grund hält heutzutage niemand Discurse, nicht einmal mit einem dreitägigen Säugling.

---

*) Theilbesitzer eines Herrengutes.

„Was aus ihm werden soll? Ein braver Mann," sprach der Vater und küßte zärtlich die rosigen Wangen des Kleinen. „Sei ohne Angst, mein Sohn, deine Mutter ist fort, aber sie wird wiederkommen. Ich lasse dich nicht ohne Mutter."

„Nur wird es nicht die rechte sein, Vetter Lörincz."

„Ich verschaffe ihm die rechte."

„Die liegt dort draußen für alle Zeiten," stöhnte die Base; „die, die du bringen kannst, wird doch nur eine Fremde sein, — eine Stiefmutter."

Nach dem Leichenbegängnisse fuhr Herr Gáthy nach Pest, nahm den Knaben mit sich und ließ ihn dort. Er war ein strenger, verschlossener Mann, der darüber weiter nicht sprach und den auch niemand darum befragte. Die Leute zuckten nur die Achseln: „Er hat es in Pflege gegeben."

Nach zwei Wochen kehrte er zurück, und nach weiteren drei Wochen heiratete er die Schwester des herrschaftlichen Direktors, die Frau Barbara Zehernye. Das war damaliger Zeit die schönste Witwe der Gegend.

Auch diesmal zuckten die Leute die Achseln: „Seht, seht! Er hat den Rangen aus dem Wege geschafft. Er ist doch ein schlechter Mensch."

Bald darauf, vielleicht etwas zu bald darauf (ich habe eben keinen Kalender bei der Hand) be-

schenkte ihn seine zweite Frau ebenfalls mit einem Knaben.

Frau Barbara hatte ihr Wochenbett noch nicht verlassen, so brachte Herr Lörincz auch diesen zweiten Knaben nach Pest.

Die Leute machten große Augen: „Was soll das heißen? Kaum daß der Storch sie bringt, trägt sie der Vater fort!“

Geheimnißvolle Redereien entstanden, es wurde hin und her gerathen: „Was er mit seinen Kindern nur anfängt? Wem er sie wohl in Pest anvertraut und weshalb? Er wird doch nicht etwa die armen unschuldigen Würmer — Gott verzeih uns die Sünde — — dort bei den Engelmachern —?“

Und während so hinter dem Rücken des jungen Ehepaares ein ganzer Legendenkreis von Tratschereien die Runde machte, widerhallten die sonst so stillen, freundlichen Mauern des alten Kastells von lauten Klagen und Jammerrufen. Die junge Mutter war in Verzweiflung, forderte ungestüm ihr Kind, sprach von Trennung, Scheidung, bald drohte, bald flehte, bald fluchte sie an dem Bildniß des Gekreuzigten, um gleich darauf wieder auf den Knieen rutschend ihm abzubitten!

Aber Herr Gáthy, dieser Sonderling, blieb unerbittlich.

„Der Knabe ist gut aufgehoben, eines Tages

erhältst du ihn wieder zurück. An der Leiche meiner ersten Frau habe ich ein Gelübde gethan, ich werde dasselbe nicht brechen."

So vergingen fünf Jahre, während welcher das mütterliche Herz vor bitterem Weh oft zu brechen drohte.

Sie hatte alle Mittel und Wege versucht, doch ohne den geringsten Erfolg. Der „grausame Vater" fuhr wohl häufig nach Pest „nach den Kindern zu sehen"; doch er theilte der Frau nicht viel mehr mit, als daß sie sich eben „wohlbefinden".

Im fünften Jahre endlich — es war die Woche vor dem Tage Barbara — trat Lörincz Gáthy vor seine Frau hin: „Also Frau, koche und siede und brate, bereite ein Festmahl zu deinem Namenstage vor, ich fahre nach Pest und bringe dir die Kinder."

Mit einem lauten Freudenschrei stürzte sie an seine Brust, dieses eine Wort verwehte alles, alle Leiden und Qualen von fünf langen Jahren. Und wie süß wären doch eben diese ersten fünf Jahre dem zärtlichen Mutterherzen gewesen. — Fünf Jahre! Das ist die schöne Zeit vom ersten Lallen, vom ersten Schmollen bis zum ersten rothen Gilet. — Welche Freude, zu beobachten, wie es die ersten Gegenstände erkennt, wie sich seine Begriffe entwickeln, und wie diese wunderbare Ma-

schinerie, Geist genannt, in Bewegung geräth: zuerst rührt sich eine Feder, dann dreht sich ein Rädchen und dann noch eines, — und wenn sie alle los sind, — was das für ein Gepolter abgibt!

Da war ein Knabe in der Gegend, dessen erster Busenfreund ein Thier war, eine Katze. Ihr Name war es, den er zuerst stammelnd lallte: „Czicza, Czicza!“ War das ein Ereigniß im Hause! An jenem denkwürdigen Tage erhielt auch die Katze eine Tasse Kaffee.

Als er dann in der Wanne gebadet wurde, war ihm der Schwamm, weil er sich weich wie Pelzwerk anfühlte, auch „Czicza“. Und als man ihm einen Löffel Suppe, worin sich eine Nudel befand, aufnöthigte, erkannte er in der Nudel, die — gleich dem Schwamme in der Wanne — im Löffel herumschwamm, auch eine „Czicza“.

Dann kam der Winter und die ersten Schneeflocken wirbelten im weiten Raume wie zarter Flaum umher, — da rief er freudig auch: „Czicza, Czicza!“

Einmal fiel er hin und beschmutzte sich sein Kleidchen, da rief er: „Mama, ein anderes Kleid!“ Und als er wieder einmal hinfiel und sich das Ohr aufschlug, schrie er auf: „Mama, ein anderes Ohr!“ Und diese Begebenheit wurde während

dreier Monate in der ganzen Verwandtschaft kolportiert, wurde jedermann mündlich erzählt, in Briefen schriftlich mitgetheilt, — ja, sie steht sogar gedruckt in dieser Geschichte.

Wenn er lächelt, lacht das ganze Zimmer und ein rosiger Schimmer scheint durchs Fenster hereinzudringen. Und gar erst, wenn er laut auflacht! Das ist Musik, gleich Sphärenklängen in den Lüften, als ob eine Schaar von Vögeln im grünen Laube zwitscherte und tausende von Zigeunern dazu aufspielten!

So hat jedes Kind seine süße, kleine Geschichte, reich an mannigfaltiger Abwechslung. Ist das Kind klug, dann bildet seine Klugheit die Wonne der Familie; ist es nicht klug, dann ergötzt man sich an seiner Dummheit.

Und eben dieser ersten fünf Jahre hatte Lörincz Gáthy seine Frau und sich beraubt.

Aber alles war vergessen in der Stunde, als am Tage der heiligen Barbara eine Chaise in den Hof rumpelte und der Vater zwei rothbackige, lebensfrische Knaben aus einem großen Wolfspelze herauswickelte.

Freudestrahlend, hochklopfenden Herzens stürzte ihnen die Mutter mit offenen Armen entgegen. Blitzartig streifte ihr Blick prüfend die beiden Knaben, ihre Gestalt, ihre Züge.

„Mama!“ schrie der eine, und flog ihr an den Hals.

„Mama!“ schrie der andere und umarmte sie.

Wessen Kuß war der süßere? Frau Barbara wurde nachdenklich, sie konnte sich darüber keine Rechenschaft geben.

Der Vater nannte den einen Laczi, den anderen Pali. Die Gestalt war die gleiche, die Züge ähnlich, beide schienen gleichmäßig entwickelt, war doch der Altersunterschied ein gar geringer.

Die Frau zog ihren Gatten beiseite und frug ihn hastig: „Welcher ist der meine?“

„Welch' kindische Frage,“ lächelte der Gatte, „ich habe doch die beiden Knaben nur deshalb heimlich taufen und in der Fremde aufwachsen lassen, damit du nicht erfährst, welcher der deine ist und daß du beiden die gleiche Liebe zuwendest.“

„Mann, bedenke, was du thust!“

„Ich habe es wohl bedacht. Gedulde dich. Wenn sie das Alter von zwanzig Jahren erreicht haben werden, wo sie der mütterlichen Liebe schon leichter entrathen können, sollst du es erfahren.“

Es blieb ihr nichts übrig, als beide Knaben in gleichem Maße zu lieben und zu pflegen.

Aber das Mutterherz ruht nimmer, es forscht und spürt und — waffnet sich. Sie beobachtete die Knaben in wachem und schlafendem Zustande,

stellte sie vor den Spiegel, bald den einen, bald den anderen, sie selbst stellte sich auch davor und suchte irgend eine Ähnlichkeit zu finden. Hie und da war ein Blick, ein Zug, ein Wort, eine Geberde, die in ihr den Gedanken aufblitzen ließen „dieser ist es!“ Aber dabei war nur der Umstand, daß es das einemal der Laczi, das anderemal der Pali war.

Und das Mutterherz, von dessen magnetischer Spürkraft empfindsame Poeten so viel zu faseln wissen, sagte es ihr denn gar nichts? Nein, wirklich nicht; es offenbarte ihr ebensowenig als den Knaben, die schon erfahren hatten, daß einer von ihnen eine Stiefmutter besitze, aber jeder in ihr seine erste Mutter sah.

Beide waren brave, liebe Burschen, wuchsen und studierten und befanden sich dabei ganz wohl.

Eines Tages erkrankte Herr Gáthy. Gleich war die Frau dabei, diesen Umstand auszunützen; wenn der Körper schwach ist, dachte sie, wird es vielleicht auch der Geist. Sie umschmeichelte ihn mit katzenartiger Geschmeidigkeit und wurde nicht müde, ihn durch unausgesetztes Bitten und Flehen zu ermüden.

„Zeige mir meinen Sohn, — sei gut, sei barmherzig, mein süßer Mann. Ich schwöre es dir beim lebendigen Gott, beim Andenken meiner

Mutter, nur ich allein werde davon wissen, nie soll es mein Stiefsohn erfahren. Ich will sie beide auch fortan gleichmäßig lieben."

„Nun gut denn," sprach der Gatte, „da du es geschworen, so will ich — —"

In diesem Augenblicke betrat Pali die Stube

„Dieser ist es," flüsterte Gáthy. Die Mutter lief auf ihn zu, umarmte, küßte ihn, legte sein Haupt in ihren Schoß und streichelte und ordnete sein blondes Seidenhaar.

Zu Mittag war Pali's Apfel der schönere, und abends drang das Messer tiefer in den Kuchen ein, als sie das Stück für Pali abschnitt. Und als man im Gartenhause, in dessen Nähe die Knaben Ball spielten, eine zerbrochene Fensterscheibe entdeckte und die Knaben sagten: das habe „niemand" gethan, — da errieth die Mama sogleich, daß „gewiß Laczi dieser niemand gewesen," — und eigentlich war es Pali.

Das gieng so von Tag zu Tag.

Der Vater bemerkte es. „Ei, ei, liebe Frau!"

„Was meinst du, Lörincz?"

„Du machst mich lachen, Frau; aber so seid ihr alle. Ich habe nur eine Saite deines Herzens berührt, und schon wird die Stimme der Stiefmutter vernehmbar. Du hast die Probe nicht gut bestanden."

„Welche Probe?“

„Die Probe mit den Kindern. Ich hatte mir damals vorgenommen, dir denjenigen als deinen Sohn zu bezeichnen, der zuerst das Zimmer betreten würde.“

„Ungeheuer!“ schrie die Frau erzürnt auf; „du hast mich betrogen.“

„Vielleicht. Aber du, thatst du nicht dasselbe? Du hast seither Laczi vernachlässigt und Pali auffallend begünstigt. Du bist eine schlechte Mutter.“

Barbara sank erschöpft auf das Sofa; sie war vernichtet. Und seither getraute sie sich nicht mehr, ihren Gatten zu befragen, — es wäre auch vergebliche Mühe gewesen. Sie klammerte sich an die verheißungsvolle Zukunft, — das zwanzigste Jahr; dann wird sie es ja erfahren.

Und dieses Jahr rückte immer näher heran.

Die Linden im Hofe begannen ihre Blätter abzuwerfen; zu solcher Zeit wurden die Knaben zur Schule geschickt. Und wenn die Linden wieder dicht belaubt in voller Blüthe standen, kamen sie wieder heim. Das gieng so fort durch mehrere Jahre.

Aber einmal kam ein Jahr, wo die Linden im Hofe vergeblich ihre Blüthenkelche öffneten. Die Knaben kehrten nicht zurück. Sie waren von der

Schulbank weg dahingezogen, wo rothe Rosen, — Blutrosen auf's grüne Gras fallen.

Ihr Professor trat eines Tages wie gewöhnlich in die Schule, nur war seine Miene ungewöhnlich feierlich; und der Pedell, der gewöhnlich die Bücher hinter ihm hertrug, keuchte unter der Last einer großen, schweren Flinte.

„Kinder," hub der hochwürdige Herr vom Katheder an. „legt Eure Bücher beiseite. Das ist alles nur Dummheit. Wir leben schwere Zeiten. Sehen wir einmal, welcher von Euch imstande wäre, dieses Gewehr zu tragen?"

In schweren Zeiten wird das Gewehr leicht. Alle konnten sie's tragen.

Die ganze Klasse zog ins Feld, auch die Gebrüder Gáthy. Ihr Professor führte sie an.

Im Kriege fiel der eine; nur Laczi kehrte heim in's väterliche Kastell.

Das war damals nichts besonderes, wenn einer fiel, man machte nicht viel Aufhebens davon. Das Merkwürdige war, wenn einer nicht fiel; er schämte sich fast dessen und entschuldigte sich beinahe.

Zuhause freute man sich des heimgekehrten jungen Helden, wenigstens ist der verblieben. Gott hat ihn gegeben, Gott hat ihn genommen, den andern. Auch die Mutter fieng an, sich nach und

nach zu beruhigen. „Und wenn eben dieser ihr Sohn wäre? Aber wie, wenn der andere —?“

Gáthy hatte bisher geschwiegen, und es war doch schon das zwanzigste Jahr.

Endlich eines Tages betrat er mit ernster Miene das Zimmer seiner Frau.

„Barbara, heute ist ein denkwürdiger Tag.“

„Was für ein Tag?“ fragte sie mit gleichgiltiger Miene, ohne von ihrer Stickerei aufzublicken.

„Heute ist der zwanzigste Geburtstag unseres jüngeren Sohnes.“

Ihr Herzschlag stockte, glühende Hitze stieg ihr in die Wangen, welche gleich darauf erbleichten.

„Was willst du damit — —?“ fragte sie wie erstarrt mit dumpfer, erstickter Stimme.

„Mein Versprechen will ich einlösen; du hast ein Recht dazu. Du sollst endlich erfahren, welcher dein Sohn ist.“ Und er zog einige Dokumente aus der Tasche.

Wie der Blitz sprang sie auf, stürmte auf ihn ein, verschloß ihm den Mund mit der Hand: „Still, still! Kein Wort mehr!“ schrie sie, „ich will nicht, ich will es nie erfahren.“ Tieftraurig strich sie sich über die Stirne: „So bleibt doch die Hälfte des Knaben mein.“

Gáthy sann einige Zeit nach: „Du hast viel-

leicht recht, Barbara; aber was machen wir nun mit diesen Dokumenten?“

„Ins Feuer mit ihnen, — ich beschwöre dich.“

Es brannte eben im Kamin; Gáthy warf die Dokumente hinein: die Gluth flammte auf und verzehrte die Papiere.

Die auflodernden Flammen beleuchteten das Antlitz der Mutter, als ob ein Glorienschein darüber hinwegzöge.

IV.

Der leibliche Vater.

Erzählung der Magd Erzſi. (Sprich: Erſchi.)

Es war eines Abends; der Bettelſtudent zerrte eben draußen am Glockenſtrange herum und ich bereitete in der Küche das Abendeſſen; denn obgleich ich nur Magd war, ſo fiel mir doch ſeit dem Tode der Gnädigen die Stelle der Hausfrau zu; ich verfügte über alles im Hauſe. Die Gurgel des alten Meßners hätte ſelbſt die Schätze des Darius verſoffen.

Ich flickte an der Armuth herum, ſo gut es eben angieng. Ich ließ den Alten nicht verhungern, — hätte ich es nur gethan! — und der Sohn und ſeine Schweſter hatten auch täglich ihr anſtändiges Mittag- und Abendeſſen: es gelang mir ſogar, der Kleinen die nöthigen Kleidchen zu beſchaffen.

Denn ich wußte es mir einzutheilen. Wenn der Meßner ſchlief oder nicht zuhauſe war, und

die Dorfbewohner ihre schuldigen Giebigkeiten brachten, so suchte ich im Register ihre Namen heraus und machte ein Kreuzchen dazu, was so viel bedeutete, als daß sie gezahlt hatten, und dem Alten verschwieg ich es wohlweislich! Es war halt doch gut, daß ich in meiner Kindheit das Lesen erlernt hatte! Mit diesen verheimlichten Brosamen fristeten wir unser Dasein; denn wovon der Meßner wußte, war gleich vertrunken.

Sein Laczi hatte eben das zwanzigste Lebensjahr vollendet; er wäre zur Stellung gekommen; aber als einziger Sohn eines alten Vaters, kam er gar nicht in Frage.

Es war ein hübscher Bursche; mir wenigstens gefiel er ungemein mit seinen unschuldigen blauen Augen, seinem sanften Lächeln; auch seine Sprache war süß wie Honigseim, besonders mir gegenüber. Wohl möglich, daß ich ihm gefallen habe, obwohl er mich nie in die Wangen kniff, wie es die Dorfburschen zu thun pflegten; aber ich entsinne mich recht gut, daß er oft seine Augen auf mir ruhen ließ und tief erröthete, wie ein Fräulein, wenn auch ich ihn anblickte, — was doch recht oft geschah.

An jenem Abende, von dem die Rede ist, war er nicht zuhause; als Gehilfe des Meßners war er eben beim Herrn Pfarrer und jätete dessen

Gartenbeete. Seine Hochwürden werden ihn zum Nachtmahle, das meist aus einem Stück Brot und einem Topf Milch bestand, zurückbehalten haben.

Ich war, wie gesagt, allein im Hause; denn der Meßner schlummerte in seinem Zimmer. Da öffnete sich plötzlich die Küchenthür und Herr János Sáfrány stand vor mir. Mir ist noch, als sähe ich sein betrübtes Antlitz und hörte ich seine zitternde Stimme.

„Ist der Meßner zu Hause?"

„Jawohl, Herr János*), aber er schläft."

„Wecke ihn auf, mein Kind, denn ich hätte in wichtiger Angelegenheit mit ihm zu sprechen."

Er sprach die Worte „in wichtiger Angelegenheit" in so feierlichem Tone, daß ich fast erbleichte; ich gieng denn hinein und zupfte an des Meßners gelbem Rocke.

„Was giebt's?"

„Der Herr Sáfrány ist hier und sucht den gnädigen Herrn."

„Weiß schon, weiß schon," murmelte er verschlafen; „er kommt wegen des Handels um den Buben; ich gebe ihn nicht her — unter vierhundert Gulden. Ich gebe ihn nicht — — Ich brauche viel Geld."

---

*) Sprich: Jánosch. —

Staunend, ein Unglück ahnend, sah ich ihn an, obwohl ich mir das Ganze nicht recht zusammenzureimen wußte.

„Laß ihn herein, den Herrn Sáfrány,“ sprach er brummig; „und du, Erzsi, geh in den Hof hinaus, wir wollen allein sein.“

Eben erklang die Abendglocke; ich schaute zu dem Alten hinüber, er bekreuzigte sich andächtig.

Dann sprachen sie drinnen lange mit einander, meist leise und flüsternd; ich konnte nur hier und da ein Wort, eine Silbe aufschnappen; denn ich gieng selbstverständlich nicht in den Hof hinaus, sondern horchte an der Thüre.

Ich dachte mir's, ich fühlte es, daß zwischen diesen zwei Menschen etwas Entsetzliches vorgehe.

Es lief mir kalt über den Rücken, meine Zähne klapperten, wie ich so an die Wand gepreßt mich mit der Hand an die kalte Thürklinke klammerte. Ich hörte das Klopfen meines eigenen Herzens und einige abgerissene Sätze ihres Gespräches.

„— — Denn ich liebe mein Kind,“ betheuerte der Meßner mit heiserer Stimme; „ein braver Bursche, ein sehr braver Bursche!“

„Zugegeben, aber dreihundert Gulden sind heutigen Tags ein schönes Stück Geld; es braucht

oft ein ganzes Menschenleben, um so viel zusammenzuscharren.“

„Und gebe ich etwa mit ihm nicht auch ein ganzes Menschenleben her?“

„Nur acht Jahre, mein lieber Herr Meßner.“

„Aber wie, wenn er nicht zurückkehrte? He? Ein kluger Mensch bedenkt alles, mein werther Herr Sáfrány. Und dann, erwägen Sie es nur recht; einen billigeren Stellvertreter finden Sie nirgends für Ihren Sohn.“

„Wer weiß? Und wenn ich doch einen andern fände?“

„Da möcht' ich wissen wo? Sagen Sie mir nur: wo denn? Weit und breit hier herum gibt es keinen verkäuflichen Burschen.“

Jetzt war mir dieser entsetzliche Handel ganz klar. Der alte Sáfrány will an Stelle seines zum Militär eingereihten Sohnes unseren Laczy kaufen. Oh, daß das Gesetz so was gestattet! Was hat denn dieser König nur für ein Herz?

Die ganze Welt verschwamm vor meinen Augen, — es drehte sich mir im Kopfe, — ich sah und hörte nichts mehr, — bloß das langsame Tröpfeln des alten Laugenbottichs im Hofe: „potj, potj!“ und das klang so schauerlich, so gespenstisch — —

Der alte Meßner trat an die Thür: „Komm' herein, Erzsi, bringe Kerzen."

Ich wankte hinein und zündete die Kerzen an; der alte Wandspiegel verrieth mein bleiches, verstörtes Gesicht; doch sie achteten nicht darauf.

Der Meßner ergriff die Hand des reichen Herrn Sáfrány und gab ihm den Handschlag: „Also, es ist abgemacht."

Herr Sáfrány zog seine Brieftasche hervor und nahm eine Zehngulden-Banknote heraus: „Hier ist das Angeld; den Rest dann — —"

„Ganz richtig," sprach der Meßner. „Geh, Erzsi, mit dieser Banknote zum Juden und hole einen Krug Wein. Ein Aldomás (Kauftrunk) muß sein, nicht wahr?"

Das Höllengeld brannte mir zwischen den Fingern, aber ich gehorchte und holte den Wein. Sie sprachen ihm gleich wacker zu: der Alte trank auf das Wohl des reichen Herrn Sáfrány, schmähte jene Väter, „die ihre Kinder nicht lieben," und rühmte dagegen die väterliche Liebe des Herrn Sáfrány, „die kein Opfer scheut, wenn es sich um das Wohl seines Kindes handelt." Dann brachte er sein eigenes Wohl aus: „Gott erhalte den Mann meiner seligen armen Frau;" dies war einer seiner Lieblingssprüche und dazu lachte er immer.

Auch mir trugen sie ein Glas Wein an; der

Meßner brachte es mir in die Küche hinaus; aber ich weinte nur so vor mich hin und schüttete den Wein in den Laugenbottich; ich wäre lieber vor Durst gestorben, ehe ich von diesem Weine getrunken hätte.

Endlich kam Laczi nach Hause: „Was fehlt dir, Erzsi? Weshalb weinst du?“

„Oh, fragen Sie lieber gar nicht.“

„Ist mein Vater zu Hause? Wer ist noch bei ihm?“

„Der alte Sáfrány,“ erwiderte ich mit zitternder, erstickter Stimme.

„Was haben sie miteinander?“

Ich hatte Lust aufzuschreien: „Eine Gottlosigkeit haben sie vor! Sie fangen eben an, dich zu vertrinken!“

Aber nein, — ich schwieg. Und das war meine einzige Schuld. Hätte ich damals gesprochen, wäre der Junge vielleicht geflohen und nie mehr vor das Antlitz seines Vaters getreten; doch so — —. Ach, ich wußte ja: der Alte hätte ihn doch herumgekriegt; er war ja so sanft, so folgsam!

Drei Tage darauf zog er fort als Stellvertreter des jungen Sáfrány. Der alte Meßner erhielt die drei Hunderter; zehn Gulden gab er davon seinem Sohne als Wegzehrung, den Rest behielt er selbst.

Es ließ mir keine Ruhe mehr in diesem Hause; da giengen nun die Gelage und die Schmausereien an; der arme Laczi wurde aufgezehrt — bis auf den letzten Bissen.

Als ich den letzten Gulden beim Juden wechselte, kam in einem Briefe des Wagnersohnes die Nachricht, daß eine Kugel den armen Laczi bei Solferino in die andere Welt spediert habe.

Der Alte schlug voll Andacht ein Kreuz und weinte dann lange Zeit still vor sich hin: dann trat er wimmernd in den Hof hinaus: „Es gibt keine Gerechtigkeit mehr im Himmel; nein, nicht einmal dort. Jenen, die ihre Kinder lieben, nimmt er sie, — fort in fremde Länder, — treibt sie zur Fleischbank! Oh, wie schwer ist doch das Los eines zärtlichen Vaters! Schwer, sehr schwer!“

Laczi's kleine Schwester, ein blondes Kind mit einem Engelsgesichtchen, streckte die Beinchen von sich und weinte dort auf der Bank.

„Wer wird jetzt mein Stolz, meine Stütze sein?“ schrie der Meßner.

Seine Augen fielen auf das kleine Mädchen: „Du, du wirst es sein — — —! Wenn du nur schon etwas größer wärest, mein süßer Engel.“ Und dabei streichelte und küßte er ihr weiches Flachshaar.

Die Kleine pflegte bei mir, in meinem

Bette zu schlafen. Die ganze Nacht sann ich darüber nach, ob ich das arme Kind nicht erwürgen sollte?

Aber dazu war nicht christliche Kraft und Liebe genug in mir.

V.

Der arme Koststudent.

Andreas Molnár war von Gestalt ein kleines Männchen. Aber auch kleine Menschen besitzen oft große Tugenden; und er besaß deren; man konnte ihm wenigstens die eine nicht absprechen, daß er eifrig bestrebt war, die Paul Nagys,*) mit denen er seit Jahren rivalisierte, in allem zu überbieten.

Es herrschte eine Spannung, eine gewisse Gereiztheit zwischen diesen Familien, und diese Stimmung verschärfte sich in augenfälliger Weise eben in jener Zeit, wo unsere Geschichte anhebt.

Sowohl die Molnárs als die Nagys hielten nämlich Koststudenten. Sie waren auf das Kostgeld von vierzehn Gulden durchaus nicht angewiesen; aber diese jungen Rangen beleben das Haus. Freilich, anfangs konnte niemand ahnen,

*) Sprich: Nadj.

daß dieses Verhältniß den Keim eines merkwürdigen Wettstreites in sich bergen sollte.

Eines Tages, als die Schuljugend aus dem Thore des Gymnasiums eben auf die Straßen herausströmte, machte eine der angesehensten Damen unter den Honoratioren des Ortes — es kann wohl nur die wohlgeborne Frau von Csomay gewesen sein — die flüchtige Bemerkung: „Seht, es hat doch den Anschein, als ob die Kostknaben der Nagys wohlgenährter aussähen als die der Molnárs.“

Diese Bemerkung war deshalb eine flüchtige, weil sie die ganze Stadt in erstaunlicher Eile durchlief, um auf dem Wege von der Schulgasse in die Palánk-Vorstadt selbst bis an die Ohren der Frau Andreas Molnár zu dringen und in dem Kreise dieser Familie einen wahren Sturm ungeheuerlichster Entrüstung hervorzurufen.

„Was? Die Nagyischen Studenten sollten fetter sein? Das gibts nicht! Das darf man nicht zugeben!“

„Die Schande würde mich umbringen!“ schrie Herr von Molnár aus vollem Halse. „Die Schmalztöpfe heraus! Was knausert Ihr? Was Ehrensache ist, bleibt Ehrensache.“

Die wackere Familie Molnár war doch etwas stutzig geworden. Zu Mittag bei Tische musterten

sie besorgten Blickes ihre Studenten; aber, Gottlob sie sahen „beruhigend" aus: so frisch, so gut gefärbt, — sie strotzen ja von Gesundheit; und der kleine Laczi Kermely hat ja sogar einen Fettansatz am Kinn. Ach wie herzig, wie lieb! „Komm' her, mein Söhnchen, daß ich dein weiches, rundes Kinn streichle!"

Gleich nach Tische wurde großer Familienrath gehalten, dem selbstverständlich auch Frau Mucsi (sprich Mutschi), als Sachverständige — sie war einst Köchin beim Probst gewesen — und Zsuzsi (sprich weich: Schuschi), die Magd, zugezogen wurden; und selbst die kleine Anna Molnár, die vielversprechende Rosenknospe der Vorstadt, durfte daran theilnehmen.

Frau Mucsi als hocherfahrene Frau, die auch bereits auf dem praktischen Felde guter Ernährung schöne Resultate aufzuweisen hatte, führte das Wort.

„Wenn ich Ihnen schon sage: Mehlspeisen muß man kochen: die Strudeln, die Nudeln, — die machens aus; — auch Pogatscherln; vor allem aber die abgeschmalzenen Mehlspeisen: Topfenhaluschka und — ich komme wieder auf die Nudeln zurück; denn ich sag' Ihnen, meine liebe Frau von Molnár, — meine Nudeln! So was gibts gar nicht mehr!"

„Bah! Mit ihren ewigen Nudeln!" wendete

Herr von Molnár achselzuckend ein. „Im Fleische liegt Kraft, — im Paprikafisch,“ — —

„Das verstehen Euer Gnaden nicht — mit Verlaub. Wenn ich etwas behaupte, weiß ich warum. Da ist gleich Seiner Gnaden, der hochselige Herr Probst, — der Herr geb' ihm die ewige Ruh! — Unter meiner Hand hat er es bis auf zwei Zentner und siebzehn Pfund gebracht! — Ich habe ihn ernährt, nicht Euer Gnaden; ich muß doch wissen, wodurch er es so weit gebracht hat.“

Da gabs keine Widerrede mehr. Thatsachen imponieren.

Das eben Gehörte versetzte Frau Molnár in fieberhafte Aufregung: zwei Zentner und siebzehn Pfund! Mein Gott, wenn ihre Studenten auch so zunehmen würden, wenigstens bis auf anderthalb Zentner!

Es blieb also bei den Mehlspeisen, und von jetzt ab wurden die Burschen, die einen kannibalischen Appetit entwickelten, systematisch gemästet.

Aber so was konnte vor dem Paul Nagy nicht geheim bleiben. Ha! Welche Wuth erfaßte diesen ohnedies gallichten Menschen! Von der gnädigen Frau gar nicht zu sprechen, die einer Furie gleich am Marktplatz herumraste: vom Fleischer

zum Spezereihändler, vom Spezereihändler zum Gärtner, vom Gärtner zum Konditor — — —.

Ihre Kost wollen die überbieten, — ihre Kost! Man will eine Frau Paul von Nagy übertrumpfen! Und wer denn? Diese Frau von Molnár, die nicht einmal einen Kochlöffel in der Hand zu halten versteht! Ich möchte den Menschen in Szegedin sehen, der sich an der ihrer Kocherei je satt essen könnte!

Und so gelangte dieser edle Wetteifer zu voller Blüthe: es war eben Ehrensache; denn als das Schuljahr zu Ende gieng, waren die Knaben wie die Kugeln: dick und tostig und alle hatten breite Gesichter. Die kleinen Beine des Gyuri Horváth vermochten kaum die Last seines Wanstes zu tragen; — die Augen des Pali Kis waren ganz verwachsen, und aus seinen dicken Backen guckten bloß zwei Punkte hervor, — „den erkennt die eigene Mutter nicht,“ — und dem kleinen Laczi Kermely hatte sich eine zweite Fettfalte unter dem Kinn gebildet.

Die Frau von Molnár kannte sich nicht mehr vor Stolz; das Herz lachte ihr im Leibe.

Der Herr von Molnár wieder, der führte die drei Knaben aufs Hauptzollamt, zum Herrn Michael Huszár, — sie waren weitläufig verschwägert, — der mußte sie auf die Wage stellen und ein schrift-

liches Amtszeugniß ausstellen; auch die Nachwelt sollte es erfahren, welches leibliche Gewicht die Molnár'schen Koststudenten mit Gottes Hilfe erreicht hatten.

Er führte sie durch alle Straßen des Ortes, — selbstverständlich an den Fenstern der Nagys vorbei — und ließ sich mit jedem, der ihm begegnete, in ein Gespräch ein.

„Wohin des Weges?"

„Ich ließ eben meine Buben abwägen; sie haben gut zugenommen? Wie? Der Flachskopf war, als ihn sein Vater brachte, dünn und hager wie ein Zwirnfaden, — jetzt ist ein ganzer Bär aus ihm geworden. Sehen Sie sich die Buben nur an! Der dort war Haut und Knochen, der reine Zahnstocher; jetzt muß ich ihn in einem eisernen Bette schlafen lassen, denn ein hölzernes würde unter ihm zusammenbrechen. Ja, 's ist alles umsonst, — die Kost, die Kost, die machts aus. Eine Suppe, wie meine Frau sie kocht, ißt nicht einmal der heilige Vater in Rom! Nicht weil es meine Frau ist, — aber es ist einmal so."

Auf dem Heimwege gieng es wieder bei den Paul Nagys vorbei. Die Gnädige stand in ihrer gelbgeblümten Kontusche breit im Hausthor. Und nicht etwa, daß sie sich beschämt und niederge-

schlagen ins Haus zurückgezogen hätte; — nein, — sie stellte sich so recht herausfordernd mitten in die Straße und maß die Molnár'schen Koststudenten mit höhnischen Blicken von oben bis unten; und als Herr von Molnár im Selbstbewußtsein pflichtschuldigen Anstandes an seiner Pudelmütze rührte, nickte sie kaum mit dem Kopfe.

Endlich entschloß sie sich doch, ihn anzusprechen, aber nur so von obenhin: „Wo war denn der Herr Schwager?"

„Ich habe meine Studenten wägen lassen," erwiderte er würdevoll.

„Ich habe die meinen gestern photographieren lassen." Und dann setzte sie gleichgiltig hinzu: „Nun, und wiegen denn diese kleinen Dinger da etwas?"

„Ob sie etwas wiegen? Und „kleine Dinger" das?" fuhr er erbost auf. „Die drei zusammen wiegen drei Zentner und zehn Pfund — auf mein Wort!"

„Schön, recht schön!" zischelte Frau Nagy höhnisch. „Aber wo haben Sie denn ihren vierten Studenten gelassen?"

Der vierte Student! Da steckts! Als hätte sie dem Herrn Molnár einen scharfen Stahl ins Herz gestoßen! Dieser vierte, das war seine Achillesferse, — der einzige verwundbare Fleck. Und

wie diese boshafte Kreatur das gleich herausgefunden hatte!

„Schlechtes Material! Schlecht fundamentiert!“ brummte er vor sich hin, beschleunigte seine Schritte und verschwand in der Karászgasse. Die drei dicken Buben konnten ihm kaum nach.

Der vierte Student, der studierte inzwischen zuhause, zwischen den Georginen und Rosen der Petersilien- und Kohlrabi-Beete des Gemüsegartens. So oft die Blicke der schönen Anna, die eben jätete, auf ihm ruhten, vertiefte er sich in sein Buch.

Zum Glücke geschah dies nicht allzuhäufig; denn Anna war noch sehr schüchtern und blickte nur dann und wann verstohlen zu ihm hinüber, wenn sie eben ein Unkraut auf den Weg zu werfen oder den alten Bodry abzuwehren hatte, der unablässig die Händchen seiner jungen Herrin lecken wollte. Sie versteckte dieselben unter der Schürze, hinter dem Rücken, und es war hübsch anzusehen, wie der alte Hund sie bellend umkreiste, um eine Hand zu erhaschen.

„Aber, Bodry, laß mich doch in Ruh!“ sprach sie mit ihrer süßen Stimme.

Der hagere Student lächelte zuerst, dann schleuderte er seinen Virgilius nach dem Hunde,

der sogleich die Flucht ergriff; womit nicht gesagt sein soll, daß Bodry die Klassiker nicht zu würdigen gewußt hätte; war es doch zumeist die Haut seiner Ahnen gewesen, welche die Klassiker vor der Vernichtung bewahrt hatte.

Und darüber lächelte auch die kleine Anna, und über ihrem Lächeln erhellten sich die graugrünen Kohl- und Krautblätter, — die Schatten tanzten lustig über den Gräsern, — alles schimmerte, alles glänzte, selbst das magere Antlitz des Gyula Tóth.

Und wenn der Virgilius nun schon einmal zugeschlagen, — mag er ruhen; es stehen ja doch nicht all die interessanten Dinge darin, die sie nun zu besprechen haben.

„Sie sind so geschickt, lieber Gyula," sprach Anna; „machen Sie mir wieder ein Schiff, — aber ein Segelschiff."

Das war keine große Sache: dazu reicht ein Bogen Papier, und die Segel sind bald darangeklebt. Der Leimtopf ist dort im Fliederbusch versteckt, daß ihn die Kameraden nicht finden; jetzt muß nur noch ein kleines Feuer aus den trockenen Ästen der Johannis-Sträucher angefacht werden.

Während Gyula das Schiff anfertigte, fieng Anna einen Maikäfer ein; dem bereiteten sie ein duftiges Lager aus Rosenblättern, aus dem nur

sein brauner Rücken hervorguckte, und giengen dann zur Theisz hinunter, die am Ende des Gartens würdevoll dahinfloß, und vertrauten deren sanften Fluthen und den günstigen Winden ihr Fahrzeug.

Aneinandergedrängt sahen sie ihm vom Ufer nach, wie es sich in Bewegung setzte und weiter schwamm, und waren voll Sorgen, als es an überhängenden Weidenästen stecken blieb, und klatschten dann wieder voll Freude in die Hände, wenn eine leichte Welle ihr Schifflein befreite und der Mitte des Stromes zuführte.

„Maikäfer! Kleiner Käfer!" riefen sie ihm nach. „Grüße das Meer!"

Aber der beachtete sie gar nicht und setzte seine Reise mit einem Gleichmuthe fort, der des Operettenkönigs Menelaus würdig gewesen wäre.

„Wenn er wohl ankommen wird?" ängstigte sich das Mädchen und wurde fast traurig, als Gyula bezweifelte, daß er überhaupt ankommen werde. Was alles ihm widerfahren kann: Der Wind stürzt das Schifflein um, — oder treibt es auf eine Sandbank, — oder der Käfer ertrinkt in den Fluthen, — —

Sie schauten und schauten ihm nach, bis nur noch ein Pünktchen zu sehen war, weit, weit; und als dann gar nichts mehr zu sehen war, hatten

sie ihren armen Reisenden bereits vergessen, — vergessen, als ob er gar nie existiert hätte.

Sie schmiegten sich immer näher aneinander, — die Wasser plätscherten zu ihren Füßen, — die Weiden rauschten heimlich über ihren Häuptern — —

Die kleine Anna hatte öfters gesehen, wie des Sonntags während der Nachmittagsruhe die Mama den dicken Kopf des Papa streichelte und mit seinen Haaren spielte, worauf der Papa unter freundlichem Schmunzeln und Augenblinzeln fest einschlief wie ein Murmelthier.

In den Jungen, besonders in jungen Mädchen, lebt ein unwiderstehlicher Trieb, es den Alten nachzuthun. Und — eh' sie sichs versah — ruhte ihre Hand auf Gyulas blondem Kopfe und ihre Finger wühlten in diesen magnetischen Locken, welche wie Seide rauschen, wie Ameisen kitzeln und wie Kohlen brennen. Das ist kein Spielzeug für halbwüchsige Mädchen!

„Was wollt ich nur fragen? Ist es wahr, Gyula, daß Sie vier Väter haben?“

Gyula glaubte, sie wolle ihn verspotten, und gab ihr lächelnd einen leichten Schlag auf die Finger, worauf sich das Mädchen trotzig abwandte und ihn von sich stieß.

„Nu, nu, nicht gleich böse sein! Wissen Sie

was? Ich werde einmal kommen und Sie heimführen, wenn — ich meine Studien absolviert habe. Wird das gut sein?"

Das Mädchen schien versöhnt und nickte —, daß es gut sein werde, sehr gut, und fächelte sich mit der vorgehaltenen Schürze, damit er ihr erröthendes Antlitz nicht sehe.

„Und soll ich Ihnen jetzt von meinen vier Vätern erzählen?"

Freilich, das wird auch gut sein; und so erzählte er ihr denn die Geschichte.

Sein Vater war Gastwirth in Makó, und eines Tages, als er um Wein gefahren war, in einem fremden Dorfe plötzlich gestorben. Als die Nachricht von diesem Trauerfalle nach Makó kam, war er noch so klein gewesen, daß er es kaum verstanden hatte. Zur selbigen Zeit saßen im Schankzimmer wie gewöhnlich mehrere lustige Zechbrüder beisammen; sie setzten die Gläser auf den Tisch und sprachen: „Diesem armen Buben ist nichts verblieben, er hat niemanden auf der Welt. Wir wollen ihn aufziehen als unsern Sohn."

Es waren ihrer vier, und sie theilten die Auslagen unter sich — und schicken das Geld pünktlich am ersten jedes Monates an Herrn Molnár.

Hie und da kommt einer oder der andere der Väter nach Szegedin, und da besuchen sie ihn jedes-

mal. Der alte Verwalter drückt ihm regelmäßig eine Silbermünze in die Hand; der herrschaftliche Fiskal, — und der kommt am häufigsten in die Stadt, — schlägt ihn mit der flachen Hand auf den Rücken: damit bezeigt er seine Liebe; der Schweinehändler schüttelt den Kopf: „für den Buben werden wir nicht lange mehr das Kostgeld bezahlen," — und ruft ihm dann zu: „was treibst du denn, Bursche? Du magerst ja ab! So sei doch vernünftig!" — Der vierte Vater, der Gerichtsassessor, — der alle seine alten Kleider dem Knaben schickt, — kommt nie; aber er korrespondiert fleißig, theils mit dem Herrn Schuldirektor, theils mit Herrn Molnár, wegen „ihres Buben."

Der Schuldirektor antwortet stets, daß Gyula ein großes Talent ist und ein berühmter Mann werden wird; Herr Molnár wieder schreibt jedesmal: „Aus dem wird nichts, — schlecht fundamentiert, schlechtes Material; — im übrigen die Konduite vorzüglich." Daraus soll einer klug werden.

„Mein Gott," seufzte Anna, „wie glücklich wäre ich, wenn ich auch vier Väter hätte!" Sie bedachte in ihrer Naivität nicht, daß in diesem Falle eins mehr zählt als vier.

„Aber sagen Sie mir doch, liebe Anna, worin bestände denn diese Ihre Glückseligkeit?"

„Ich brauchte dann nie in die Schule zu gehen; weil mein Lehrer an allen Wochentagen von meinen Vätern zu Tisch gebeten würde."

Es war etwas Wahres daran, denn Herr Molnár pflegte Herrn János Csapanka, den Lehrer Annas einmal wöchentlich einzuladen; und nach der Tafel war der Herr Lehrer — aus Gründen — nicht imstande, die Schule abzuhalten.

Wenn Anna an dem Studium wenig Freude fand, so war wieder für Gyula die Ferienzeit eine Quelle von Bitternissen: da wars vorbei mit den Spielen, den Belustigungen im Garten, dem wunderbaren Abendscheine am Theiszufer, — da hieß es, sich hinsetzen und schreiben: „Meine lieben Eltern," — denn also wurden die väterlichen Zechbrüder tituliert, — „die Ferien nahen,— wohin darf ich gehen?"

Diesmal war am Fiskal die Reihe; er hatte eben Geschäfte in der Stadt, und so holte er den Knaben selbst ab. Er bezahlte dem Herrn Molnár das restliche Kostgeld und sagte dem Knaben: „Packe deine sieben Sachen, — schnell." Und zu Herrn Molnár gewendet: „Nu, und für die Zukunft bleibt's beim alten?"

Herr Andreas Molnár erklärte, daß er nicht gewillt sei, den Knaben wieder zu nehmen.

Peinliche Stille trat ein. Die Worte des

Herrn Molnár schwirrten durch das Zimmer, schauerlich wie ein Todesurtheil.

Den Händen Gyulas entsank das fertig geschnürte Bündel, — er getraute sich nicht, aufzuschauen; es war ihm, als müßte sein Herz zerspringen, als müßte er sterben. — Annas Augen füllten sich mit Thränen, und sie lief aus dem Zimmer.

Der Fiskal, der etwas schwerhörig war, fuhr in die Höhe: „Was? Sie wollen unseren Buben nicht mehr? Zahlen wir etwa nicht regelmäßig? He? Oder führt er sich schlecht auf?"

„Beileibe!" beeilte sich die Gnädige dreinzureden. „Geh' hinaus zum Wagen, mein lieber Sohn; es wird besser sein." Sie streichelte seinen Kopf und geleitete ihn bis zur Thür; der arme Knabe taumelte gesenkten Hauptes und an allen Gliedern bebend hinaus. Seine hagere Gestalt knickte zusammen, durch den dünnen Sommerrock war sein scharfes Rückgrat sichtbar. „Armer, kleiner Käfer, — wir werden das schon ordnen; sei ohne Sorgen, — wir werden das ordnen."

„Den Burschen kann man nicht überwintern," ergriff Herr Molnár wieder das Wort: „darum bringen Sie ihn im Herbste nicht wieder, — geben Sie ihn zu den Nagy's; das ist auch ein guter Platz. Was soll ich mit ihm anfangen? Bei

dem verfängt gar nichts; er verdirbt mir nur meine Reputation. Und wollte man ihn mit himmlischer Manna auffüttern, — sein Aussehen verbliebe doch dasselbe, und wegen seines elenden Aussehens werde ich angegriffen, — —"

Die Bitterkeit erlittener Unbill klang aus seinen Worten. Er fühlte es, er war davon durchdrungen, daß seine Ehre auf dem Spiele stand, und deshalb mußte das „schlechte Material" seinen bisherigen Platz verlassen, — vielleicht für immer.

So mußte er denn fort, fort; — und als er nach zwei Monaten wieder in die Schule zurückkehrte, gaben sie ihn zu den Paul Nagy's. Das ist ja auch ein guter Platz! Ob er hier oder dort ist, darum geht die Welt noch nicht aus den Fugen.

Das that sie auch nicht; aber der Knabe nahm zusehends ab; er wurde immer bleicher, immer schwächer. Und er gieng merkwürdigerweise gar nicht in die Nähe des Molnár'schen Hauses.

Die fetten Koststudenten, seine früheren Kameraden, zerbrachen sich den Kopf: warum zeigt er sich denn gar nicht? — Und auch das würdige Ehepaar Molnár that dessen Erwähnung: „er wird uns das doch nicht ewig nachtragen? Ne,

ne, wie käme er nur dazu? In einer Seele, über die der Tod schon seine Schatten breitet, sollte der Groll so tief Wurzel fassen?“

Und doch, — es mußte ihn doch sehr schmerzen; denn eines Tages — es war an einem Sonntage — sahen sie ihn vorübergehen, und er wendete nicht einmal den Kopf, weder nach den wohlbekannten Fenstern mit den grünen Rouleaux, noch nach dem Hofe mit dem grünen Stacketzaune, selbst nicht nach dem rothen Ziegeldache, er schritt so fremd vorbei, als ob das lauter ihm ganz gleichgiltige Gegenstände wären. Aber es war seiner erkünstelten Haltung anzumerken, daß sich der arme Gyula große Gewalt anthat.

Einige Wochen später begegnete ihm Frau Molnár auf der Straße, sie nöthigte ihn einzutreten, und lud ihn zu Gast „auf frisch gebackene Pogatscherln.“ Zögernd zwar folgte er ihr doch und wankte zur Thür hinein; er sah sehr schlecht aus, hüstelte oft, wobei runde rothe Flecken auf den Wangen hervortraten.

Die Frau fragte ihn über alles aus, ob er auf seinem neuen Platze zufrieden sei, — was man ihnen gestern gekocht, und was vorgestern, — — —? Er antwortete mit leiser, umflorter Stimme, und aus seinen Augen war soviel Vorwurf, so viel Kummer zu lesen, daß sich die Frau

umwenden mußte; sie konnte diesen Blick nicht ertragen.

Er nahm ein Stückchen von den Pogatscherln, aber er ließ es verstohlen in seine Tasche gleiten. Er aß nicht davon, — — und was waren das doch für Pogatscherln!

Steif saß er auf dem Stuhle, auf dem äußersten Rande desselben, — als befände er sich an einem ganz fremden Orte, und das nahm sich so traurig aus. Es herrschte Grabesstille, welche nur durch das Ticken der Uhr unterbrochen wurde, denn auch der Frau Molnár fiel nichts zu reden ein.

Thüren wurden im Hause aufgerissen und zugeschlagen, Tritte im Gange laut, und er fuhr zusammen, als erwartete er jemanden, oder als besorge er, jemanden eintreten zu sehen. Aber es kam niemand, bloß die Dienstboten giengen im Gebäude ab und zu.

Einmal öffnete sich die Zimmerthür, — Bodry kam herein. Er schnüffelte am Boden herum, erkannte ihn nicht und gieng wieder hinaus.

Gyula erhob sich von seinem Sitze.

„Du willst schon fortgehen, mein Sohn?"

„Ich gehe fort, — — weil — — —" Er fuhr mit den mageren Fingern über die schmale Stirn, welche von blauen Äderchen durchfurcht war, wie die Landkarte einer flußreichen Gegend.

„Weil — — ich schon weggehe," setzte er verwirrt hinzu und beugte sich zum Kusse über die Hand der Gnädigen.

Sie fühlte, wie ein warmer Thränentropfen über ihre Hand rollte.

Das war schon genug, das war zu viel! Sie erfaßte den Kopf des Knaben und preßte ihn an ihr Herz.

„Ich nehme dich zurück, mein Sohn; ich lasse dich nicht dort, fürchte nichts, mein liebes Kind. Du wirst täglich des Morgens Melissenthee trinken; ich werde dir dazu meinen silbernen Becher geben."

Sie geleitete ihn bis in den Hof hinaus und knöpfte ihm den Überzieher gut zu, daß ihn nicht friere; aber es fror ihn nicht, — jetzt war ihm sehr warm.

„Komm auch morgen wieder, — — komme täglich."

Ein matter Lichtschein flog über sein Antlitz, das plötzlich so hellroth wurde, wie seine durchsichtigen Ohren.

„Molnár wird morgen zu Hause sein und Anna auch."

„Auch sie?" stotterte er erbleichend und zupfte an seinem Halstuche. — „Also sie sind fortgegangen? — — — Wovon sprachen wir nur?"

„Von ihnen. Mein Alter ist in Szatymáz, und Anna spielt irgendwo mit den Koststudenten.“

„So? — — Freilich — — —“ tönte es ersterbend von seinen Lippen, und er eilte davon.

„Sie spielt mit den Studenten,“ — klang ihm in den Ohren nach. Plötzlich überkam ihn der Husten, daß er kaum weiter konnte. Er lehnte sich an ein Haus, um wieder zu Athem zu kommen, zog dann einen Bleistift hervor und schrieb unwillkürlich an die Wand: Anna Molnár, — und dann noch einmal: Anna Molnár. Er wollte ihren Namen zweimal sehen. Dann wischte er sorgsam alles weg und gieng weiter. Zuhause angelangt, mußte er gleich zu Bette.

„Ich gehe nicht mehr hin, — nein, nein.“ Tags darauf mußte er das Bett hüten, nahm sich aber vor, Sonntag aufzustehen, um hinzugehen.

Aber er stand nicht mehr auf; weder am Sonntag, noch an den folgenden Tagen. Er zog sich noch hinaus bis in die neblichten Novembertage, — dann entschlief er in einer stillen Nacht.

Es war ein rechtes Patschwetter. Graue Wolken lagerten auf der ganzen Gegend, und dicker Nebel legte sich an die Fenster; die wogenden Dünste boten den Anblick eines Meeres.

Anna erwachte lächelnd.

„Du hast einen schönen Traum gehabt?“ fragte Herr Molnár, der in angenehmer Stimmung war.

Anna rieb sich die Augen mit ihrer rosigen Handfläche: „Mir träumte von einem kleinen Käfer, der auf einem papierenen Schifflein am Meere angelangt.“

„Du närrisches Ding! Was alles in deinem Köpfchen herumrumort!“

Frau Mucsi, die frühmorgens ausgegangen war, um Zimmet zu holen für die Weinsuppe der Koststudenten, kam eben nach Hause und erzählte in der Küche nebenan mit kläglichem Tone die neueste Neuigkeit: „Diese Nacht ist der magere Student gestorben.“

Annas Herz stand stille. Gestorben! Alles um sie herum schien zu summen: gestorben, gestorben!

Eben gieng die Sonne auf: ein feuriger Lichtstrahl durchbrach die Nebel und drang durch das Fenster, — einer hellen Brücke gleich, die von der Erde zum Himmel führt.

Die Magd draußen philosophierte: „Der hat seine Studien vollendet.“

Anna steckte bebend den Kopf unter die Decke: „Hat er nicht gesagt, daß er kommen wird, mich

heimzuführen, — sobald er seine Studien vollendet?"

„Schade um den Burschen," meinte Herr Molnár verdüstert; „aber 's ist umsonst, — war schlechtes Material." Und nach einiger Zeit des Nachsinnens: „Glaubt mir, es ist doch besser, daß er dort — bei denen verstorben ist, — und nicht bei uns."

Die Gnädige, die eben beim Frisieren war, rief der Magd in die Küche hinaus: „Zsuzsi, bürste mein schwarzes Kleid aus; unten am Saume ist es zerrissen; sieh gut nach und flicke es hübsch ordentlich; ich muß morgen zur Leiche."

Frau Mucsis Stimme ließ sich aus der Küche vernehmen: „Das wird nicht gehen; das schwarze Kleid ist in der Wäsche."

„Armer Knabe!" seufzte die Gnädige; „er hat doch in allem Unglück! — Bringen Sie mir das Haaröl aus dem Wandschranke, Frau Mucsi."

„Liebe Mama," wagte sich Anna mit leiser, trauriger Stimme heran, „sollten wir nicht unsern Koststudenten für morgen frische Hemden bügeln?"

Und das war das einzige, was für den armen Koststudenten noch geschehen konnte. —

VI.

Die Kuh.

Noch heutigen Tages sprechen sie davon im Hause der verwitweten Frau Pastorin, wenngleich schon geraume Zeit seither verstrichen ist. Aus den kleinen Mädchen sind mittlerweile große geworden, sie haben geliebt und gelitten, — der Mili ist sogar ihr Bräutigam gestorben, — die Mutter hat manches Ungemach über sich ergehen lassen müssen, — der Geschichte mit der Kuh gedenken sie aber deshalb noch immer.

Denn das war nicht so eine gewöhnliche, alltägliche Kuh! Die wurde schwer erworben. Groschenweise mußten die achtzig Gulden zusammengescharrt werden, — die siebzig Kreuzer Halftergeld nicht zu vergessen.

Und sie hatten sie schon lieb, noch bevor sie sie kannten.

Die nöthige Summe wuchs nur langsam an aus der kärglichen Pension, aus dem Erlöse für

Nähereien, Stickereien; aber mit Hilfe ihrer Phantasie sahen sie die Kuh schon längst im Stalle.

„Tschako" würde sie heißen; denn ihre Hörner gehen unten auseinander, um oben wieder anzuschließen, — wie es das Schönheits-Ideal einer Kuh erfordert.

„Tschako" wird einen gestreckten, faltenreichen Hals haben, — vielleicht läßt der Verkäufer ihr auch die Glocke daran? Denn der kleinen Krischka war auch schon jener Mann im Traum erschienen, von dem sie die Kuh kaufen: ein pausbackiger Slovak mit einer Warze an der Stirne, — Scherz beiseite! Richtig, — bald hätt' ichs vergessen, — die Gestalt schlank, — das weiße Haar, wie frisch gewaschen wird stellenweise ins gelbliche schimmern, wie beim Kanari.

Nachdem sie endlich gekauft war, hat die arme Kuh allerdings einige Veränderungen erleiden müssen: anstatt der Hörner kleine unförmliche Auswüchse, — aber deshalb behielt sie doch den Namen Tschako; — schlank war sie auch nicht, eher dickwanstig; — das Haar war auch nicht blendend weiß, aber, mein Gott, ein Schwarzscheck ist ja vielleicht noch schöner. Und der Slovak — denn ein Slovak war es wirklich — hatte keine Warze an der Stirne. Aber die

Milch, diese Milch! Die war schon vorzüglich! Noch viel köstlicher, als die von ihnen erträumte!

Nun wäre alles in Ordnung gewesen. Es hatte zwar auch schon zuvor ein ungestörter Friede in dem Hause der Pastorswitwe gewaltet. Seit Menschengedenken war dort nichts besonderes vorgefallen; nur einmal hatte die kleine Krischka die Kaffeekanne mit dem Goldrande zerschlagen; ein ganzes halbes Jahr lang waren sie untröstlich darüber, und seither wurde der abgeseihte Kaffee in einem grünen Töpfchen aufbewahrt.

Sie waren arm, aber zufrieden, und jetzt, wo ihr „Tschako" im Stalle stand, waren sie sogar glücklich. Jetzt wird nichts mehr im Hausstande abgehen, denn eine Kuh ist Brot; das Brot, von dem man täglich ißt und das doch immer ganz bleibt.

„Kinder," betheuerte die Pastorswitwe, „die wird noch eure Hochzeit aushalten. — Es ist so, wie ich sage, meine Krischka. Die wird euch unter die Haube bringen. Was lachst du, du meine kleine Mimi? Da gibts nichts zu lachen. Ich habe mir das wohl ausgedacht." Und das ehrsame ernste Antlitz der Mutter verzog sich beinahe zu einem Lächeln. Wie könnte es auch anders sein? Sie spricht ja nicht in den Wind. Das mit der Kuh war ja anfangs auch nur so

eine Rederei, und jetzt stand sie doch leibhaftig an der Krippe.

„Seht ihr: die Butter verkaufen wir, meine guten Kinder; und den überflüssigen Topfen auch, und daraus bestreiten wir die Ausstaffierung. Nu? Wird es nicht doch „Tschako“ sein, die euch ausheiratet? Nur will es mir nicht gefallen, daß ihr dem lieben Thiere einen so närrischen Namen gegeben habt; — sie kann es noch apprehendieren.“

Die gute Frau hätte in der Weise noch länger fortgesprochen, wenn nicht die zwei Mädchen darüber gehadert hätten: wer zuerst buttern wird? Das gibt einen Jux: im dicken Rahm herumzupantschen.

Und nicht wahr, jeden Samstag wird gebuttert? — Tausend wichtige Fragen tauchten auf: wo wird das Butterfaß stehen? Natürlich im Hofe? — Und wer wird die Butter ausnehmen? Du, liebes Mütterchen? In welche Schüssel wirst du sie legen? Doch nur in die ganz große? Damit sie gehörig Platz hat; denn es wird viel Butter geben! — Ach, wenn ihr nur nichts passiert!

Nämlich der Kuh, — denn das sind gar heikle Thiere. Warum mußte ihnen nur so etwas einfallen? Zehn Sorgen für eine! Wohl ist eine Kuh ein gar heikles Ding: der „böse Blick“ ver=

dirbt ihre Milch, und es gibt schlechte Menschen, die das thun; — giftiges Heu stürzt den gefüllten Milchnapf um, man hat schon Beispiele davon; — wird sie nicht gut gemolken, so verliert sie gar die Milch — — —

Und wie, wenn noch schlimmeres geschähe? Sobald sie den Weg der bösen Ahnungen betreten hatten, hängten sich alle nur erdenklichen Unglücksfälle wie Kletten an sie: wenn man sie austreibt und sie draußen herumläuft, kann sie den Fuß brechen, — oder sie überfrißt sich an grüner Luzerne, wird aufgebläht und geht elend zugrunde, wie es erst vor zwei Jahren mit des Meßners Kuh der Fall war. Aber so etwas würde die Mutter gar nicht überleben.

„Kinder, ich glaube, ich spränge in die Ipoly! Ja, wahrhaftig; denn wir gehen zugrunde, wenn der Kuh etwas geschähe. Drum hüten wir sie wie unsern Augapfel! Na, na, was weint Ihr denn, Ihr Kindsköpfe! Wisch' dir doch die Thränen aus den Augen, Mimi, — ich springe ja noch nicht. — — Und du Krischka, du bist auch ein rechtes Gänschen, so zu flennen!“

Ein kleiner Bodensatz von Angst und Sorge blieb doch zurück. Sie getrauten sich nicht, die Kuh ins Freie zu lassen, weder am nächsten, noch an den folgenden Tagen; sie beließen sie im

Stalle und machten ihr den Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich: wohl zwanzigmal des Tages schauten sie nach, ob wohl Antscha sie getränkt? Ob sie ihr Rüben vorgelegt? Ob die Streu reichlich ist? Ob sie guten Appetit hat?

Die kleine Krischka fand einen Messingknopf im Hofe. Große Freude, aber auch einige Betrübniß: wenn Tschako Hörner hätte, wie schön könnte man ihr das Horn mit dem Knopfe verzieren! Das ist doch zum Weinen, daß sie keine Hörner hat!

Am Tage, als sie endlich doch auf die Weide getrieben wurde, — denn woher das viele Stallfutter nehmen? — wurde Antscha neben sie beordert. Die Frau Pastorin gieng schon in aller Frühe in den Weingarten, sie wird erst nach der Jause zurückkommen. Es blieben nur die zwei kleinen Mädchen zuhause. Aber die machten sich endlich auch auf den Weg: sie müssen sich Tschako auf der Weide ansehen. Krischka betheuerte, daß sie den Weg zu ihrem Acker gewiß finde.

Es war nicht weit hin; sie gelangten glücklich auf die Brache. Die Kuh war in bester Stimmung: sie weidete hübsch ruhig und verjagte sich die Fliegen gemüthlich mit ihrem Schwanze.

Antscha, selbst noch ein Kind, sie war eben erst vom Gänsemädchen zur Kuhmagd avanciert,

— war sehr erfreut über den Besuch der kleinen Fräulein, und erzählte ihnen wunderbare Dinge von der Wiese des Mihály Komár, wo es so viel Blumen gäbe, wie Sand am Meere, — und ein Vogelnest weiß sie auch dort, sie hatte nur warten wollen, bis die Kleinen ausgeschlüpft wären; seither könnten sie auch gewachsen sein, — — —

„Sehen wir sie an," rief die kleine Mimi, schnell entschlossen.

„Führe uns," drängte Krischka; „wir bringen sie der Mama; aber ich werde nicht zugeben, daß sie gebraten werden."

Und sie giengen nach den Wiesen, wo so vieles zu sehen war: Gräser, bunte Blumen, die Hanfdörren, — „erinnerst du dich, Mimi, wie man uns schreckte, daß die bösen Geister die schlimmen Kinder hertragen?" — Das rauschende Schilf mit den wilden Enten, — der Ortsbrunnen, der so tief ist, daß man von dessen Grunde bei hellem Tage die Sterne sehen kann, — „wer weiß, ob es auch wahr ist, — was meinst du, Krischka?"

Aber als sie, müde des Herumschwärmens, zurückgiengen, ereilte sie sofort die himmlische Strafe, daß sie ihre arme Kuh verlassen hatten, — Tschako war verschwunden! Verloren! Dahin!

Ihre kleinen Gesichter erbleichten vor Bestürzung! Ihre Herzchen pochten hörbar! So viel sie auch umherschauen mochten, — Tschako war nirgends zu sehen.

Haben sie schlechte Menschen fortgetrieben, ist sie zu ihrem früheren Herrn zurückgelaufen — —? Nimmer werden sie sie sehen! Wenn man nur das Dorf wüßte, woher jener Mensch war? Vielleicht liegt es gar in einem anderen Lande?

Antscha warf sich unter lautem Wehklagen zu Boden.

„So heule doch nicht, Antscha," sprach Mimi, sie war die ältere, und nahm die Zügel der Regierung in die Hand. „Eile zur Mama in den Weingarten, sag' ihr, erzähle ihr, was vorgefallen. — Geh' schon." Und sie stampfte ungeduldig mit den Füßchen, wie sie es an ihrer Mutter in Momenten großer Ereignisse gesehen.

„Was stehst du noch hier? Eile! — Und du Krischka, lauf' zum Richter, er soll sie austrommeln lassen, unterwegs frag' alle Leute. — Ich laufe indeß ins Nachbardorf."

Und die Kinder zerstreuten sich nach allen Windrichtungen, Tschako zu suchen: über Berg und Thal, über Brachen und Sturzäcker, — ängstlich durchsuchten sie alle Schluchten, — sie rannten über alle Gräben und ihre Rufe schmetterten durch

die Wälder und die Auen: „Tschako! Tschako! Wo bist du?“

Aber es erfolgte keine Antwort. — Horch! War das nicht der Klang ihrer Glocke? — Ach nein, das war es nicht, — bloß das Summen der Hummeln. — Niemand konnte ihnen Auskunft geben, die Leute schüttelten bloß die Köpfe. Verloren für immer!

Hungrig, matt und erschöpft trafen sie am Ende des Dorfes zusammen und schlichen stumm durch dasselbe. Keines wagte, das andere zu fragen; las es doch aus den Zügen des andern, daß sie nicht da sei. Düster mit herabhängenden Köpfchen erreichten sie ihre Behausung. Wo sollen sie denn noch suchen? Es wird ja gleich finstre Nacht.

Als sie den Hausflur betraten, schlug ein Laut an ihr Ohr, — wie von einer Glocke; das war aber die wirkliche, die richtige Kuhglocke!

Mimi fuhr zusammen: „Pst! Krischka! Hörst du?“

„Ich höre. — Heiliger Himmel!“

„Das ist ja unser Tschako! Ja, ja, — —“

Und sie rannten zum Stalle. Freilich, es ist Tschako! Sie ist da, sie wurde nicht gestohlen, ist nicht durchgegangen; — die liebe Kuh hat sich

draußen gelangweilt und ist getreulich nachhause gegangen.

„Oh du garstiges, abscheuliches, liebes Thier! Wie du uns nur erschreckt hast! Ist je so etwas in der Welt schon vorgekommen?"

War das eine Freude! Keines war mehr müde und hungrig, — sie sprangen und tanzten um Tschako herum, die so hübsch nachhause gekommen. Du närrische Kuh, du hast uns hübsch herumgesprengt! — Plötzlich verdüsterte sich Mimis Stirne: aber die Mama!

Wo ist Mama in ihrem ersten Schreck hingerathen? Gewiß sucht auch sie die verlorene Kuh! Sie irrt unter Thränen herum, — wer weiß, ob sie nicht in Ohnmacht gefallen, — — — oder gar — — —?

Keines wagte es auszusprechen, das entsetzliche Wort. — Wenn sie am Ende doch in die Ipoly gesprungen, wie sie es vorhergesagt? — —

Das Blut erstarrte in ihren Adern. Zitternd und bebend faßten sie sich an den Händchen, — die liebe Mama zu suchen.

Aber wo? Wohin?

Die Abenddämmerung senkte ihre Schatten über das Dorf, — die Thurmspitze war schon in Nebel gehüllt, — „Eilen wir, eilen wir! Ihr guten Leute, habt ihr nicht unsere Mama gesehen?"

Aber niemand wollte die Frau Pastorin gesehen haben. Wenn ihr nichts zugestoßen ist, müßte sie ja schon zuhause sein!

Ein peinlich-ängstliches Vorgefühl beflügelte ihre Schritte; ohne Schuhe und Kleidchen zu schonen, eilten sie drauf los, durch dick und dünn, über den Sumpf, über das Rabenbächelchen, nur immer vorwärts, bis sie endlich schmutztriefend den Weingarten erreichten; denn dort war ihre Spur zu suchen.

Und dort, dort unter dem großen Nußbaum, — dort liegt schon der alte wattierte „Wickler" der Mama! Aber was ist das? Ist es ein Blendwerk der Sinne? Auf dem „Wickler" liegt ja die Mama selbst!

In einem wahren Freudentaumel stürzten sie auf sie hin: „Mama, liebe Mama! Sie ist da, wir haben sie wieder!"

Die Frau Pastorin fuhr auf: „Wie ihr mich erschreckt! Wie seht ihr denn aus! Ganz kothig und beschmutzt! — Wer ist denn wieder da?"

„Tschako! Unser Tschako! Wir haben sie wiedergefunden!"

Die alte Frau rieb sich die schlaftrunkenen Augen: „Ja, hatte sie sich denn verlaufen?"

Krischka starrte vor sich hin und stotterte: „Ja, war denn Antscha nicht hier?"

„Ich habe sie seit heute früh nicht gesehen. Aber — was ist denn geschehen?“

Die Kinder schauten einander verdutzt an: ja, weshalb sind sie denn wie verzweifelt den ganzen Tag herumgerannt? Es ist ja gar nichts geschehen! Und darüber brachen sie in ein so heftiges Schluchzen aus, daß der ganze Weingarten widerhallte.

Die Frau Pastorin, der nach und nach alles klar wurde, beschwichtigte die Kinder und wischte ihnen so lange die Thränen aus den Augen, bis ihr endlich selbst das Weinen kam, — und so beweinten sie zu dreien das Schicksal der armen Kuh, — denn am Ende hätte sie doch in Verlust gerathen können!

VII.

Die Häßlichste.

Nichts war komischer an dem großen Volksfeste, als der Anblick des Schlachtochsen, dem die wackeren Veteranen stolzen Schrittes, mit gezücktem Säbel das Geleite gaben wie einem General.

Zu beiden Seiten des Veteranencorps lief die gesammte Dorfjugend her, nicht wissend, wen sie mehr bewundern sollte: die Veteranen oder den Ochsen, der bestimmt war, in seiner ganzen Größe am Spieße gebraten zu werden.

Aber die Kinder konnten nur bis zum Cordon gelangen; dort mußte jedermann vierzig Kreuzer zahlen, — nur die Veteranen und der Ochse nicht.

Da entstand denn ein großes Gemurre unter dem jungen Volke. So mancher Blick haftete voll Sehnsucht auf dem abgesperrten Zaubergarten; denn als solcher erschien der kindlichen Phantasie die grüne Au mit den schattigen Bäumen, zwischen deren Ästen hier und dort ein buntes Zelt, eine

Bretterbude durchschimmerten. In manchem Krausköpfchen mag der Gedanke herumrumort haben: „Hundert Gulden gäb' ich für vierzig Kreuzer!"

Und wie sie sich da drängten und berathschlagten, ob das unzureichende Stamm-Kapital nicht etwa durch Veräußerung des Federmessers oder einiger Westenknöpfe zu ergänzen wäre, — kam eben ein höherer Stabsoffizier mit seinen beiden Kindern des Weges daher. Während der Vater die Billete löste, mengten sich die zwei Herrenkinder unter die Bauernjugend; — begreifliche Sympathie für Altersgenossen!

„He, Pista! Biri!" so rief der Stabsoffizier; „was treibt ihr? Was habt ihr dort bei den Bauernkindern zu suchen?"

„Wir sehen ihnen zu," erwiderte die kleine Biri traurig; „die Armen können nicht hinein."

„Warum denn nicht?" frug der Vater, — vielleicht nur, um etwas zu sagen.

„Weil sie keinen Papa haben," — war die naive Antwort Biris.

„Wie du dumm bist, liebe Biri," belehrte Pista; „sie können nicht hinein, weil sie kein Geld haben."

„Nun so nehmen wir zwei mit," proponierte der Vater, und schob die acht Zehnerln, die er

zurückerhalten hatte, dem Kassierer für zwei Eintrittskarten hin.

Jedem seiner Kinder reichte er eine Karte: „Vertheilt sie nach Belieben.“

Die kleine Viri näherte sich zaghaft einem bildhübschen Mädchen in blauem Kleide, steckte in dessen Kragenfalten das rothe Billet und lief hocherröthend zu ihrem Vater zurück.

„Ei, ei,“ sprach dieser, „ihr sucht euch immer nur die Hübschesten aus. Was würde aus den Häßlichen werden, wenn die Vorsehung auch so vorgienge? Du, mein Pista, geh' jetzt hin, suche aus dem ganzen Rudel die Häßlichste heraus und beschenke diese.“

Diese Worte wurden laut und vernehmlich ausgesprochen. Ein leises Gemurmel lief durch die Reihen der Kinder; sie beguckten sich gegenseitig: welche wohl die Häßlichste sei.

Der kleine Pista trat keck mitten zwischen sie, die Kinder zogen sich scheu zurück und folgten doch jeder seiner Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit. — Endlich hatte er sie gefunden; dort stand sie, ganz hinten; das Gesichtchen schien zusammengequescht und war überdies blatternarbig; die kleinen stechenden Augen irrten unstet umher; die niedere Stirn hatte schon Falten aufzuweisen;

nicht ein sympathischer Zug verschönte dieses Antlitz.

Pista reichte ihr das Billet hin: „Dies gehört dir, damit kannst du auf den Festplatz."

„Die Häßlichste, die Häßlichste!" erscholl es von allen Seiten. „Marie Lakatos ist die Häßlichste! Es lebe Maria Lakatos! Es lebe die Häßlichste!" Und nicht enden wollende Heiterkeit bemächtigte sich des jungen Volkes.

Die kleine Marie freute sich indeß derart ihres Geschenkes, daß ein Schimmer von Schönheit ihr Gesichtchen verklärte. Was lag daran, daß sie die Häßlichste war; wenn sie nur dem Zauberfeste aus nächster Nähe anwohnen konnte.

Ich war zufällig Zeuge dieses Auftrittes und nahm mir vor, den Erlebnissen der Häßlichsten zu folgen, da es mir voraussichtlich versagt bleiben würde, die Wege der Schönsten zu kreuzen.

Die kleine Marie gieng aber nicht gleich nach dem Festplatze, wie ich erwartet hatte, sondern „nachhause, es der Mutter zu erzählen."

Ich folgte ihr von weitem; aber schon nach wenigen Schritten sollte sie ihr Schicksal ereilen.

Ein krausköpfiger Knabe kam ihr heulend entgegen, — in der Hand einen abgebrochenen Henkel, dessen Fortsetzung ein Milchtopf gewesen zu sein schien.

„Was fehlt dir denn schon wieder?“ fragte sie sanft.

„Ich habe den Topf zerbrochen, — und er war voll Milch,“ — und eine neue Strophe von Lamentationen gieng los; „die Meisterin schlägt mich gewiß todt, — gewiß!“

„Armer Gynszi! Aber — wie wär's, wenn ich dir helfen könnte?“

„Wie solltest du helfen können,“ erwiderte er traurig.

„Weißt du, ich habe ein Billet; wenn ich das verkaufen könnte — — Erwarte mich hier; — die Herren werden es mir gewiß abnehmen.“

Ich trat dazwischen: „Ich kaufe es dir ab.“

„Wirklich?“ starrte sie mich an; „was geben Sie dafür?“

„Einen Gulden.“

„Du mein gütiger Heiland! Das ist ja sehr viel Geld! Aber — — — ist es kein falscher Gulden?“

„Sei unbesorgt, mein Kind, da, — ich zahle es dir in lauter Zehnerln.“

Außer sich vor Freude, nahm sie Gynszis Arm, und nun liefen sie in fieberhafter Eile, ihre Einkäufe zu machen, bestehend in einem neuen Topf und frischer Milch.

„Siehst du, mein Gynszi," sprach sie dann mit würdevoller Überlegenheit; „es schickt sich nicht, daß du mir immer nachrufst, daß ich häßlich sei, wie du es noch gestern gethan hast. Wir wären nicht zu dem Gelde gekommen, und die Meisterin würde dich gewiß fest durchbläuen, wenn ich schöner wäre.

VIII.

Ein Achsenbruch.

Es war in Südungarn, wo ich eben mit einem Regierungs-Kommissär reiste, und da unsere Angelegenheit keinen Aufschub litt und wir große Eile hatten, — es handelte sich um die Feier eines Namenstages, — so benützten wir nicht die Eisenbahn, sondern mietheten einen Wagen in Szöregh.

Ich will nicht viel unnütze Worte verlieren, sondern erwähne nur ganz kurz, daß die Achse unseres Wagens infolge eines heftigen Stoßes in der Gemeinde Horgos einen Bruch erlitt und mein guter Regierungs-Kommissär ganz unziemlich zu fluchen begann.

Im Thore eines Bauernhofes, welches nach dort üblicher Sitte mit rothen Paprikakränzen verziert war, stand ein alter Bauer und schaute phlegmatisch zu, wie das Hintertheil unseres Fuhrwerkes sich plötzlich zu Boden senkte.

Er lachte weder, noch staunte er, — er schaute nur so hin, wie man in die Wolken zu schauen pflegt, wenn es einem gleichgiltig ist, ob sie gegen Westen oder gegen Osten ziehen.

Was war nun zu thun? Das war ein Fall, für den mein Reisegefährte keinerlei Instruktionen von der hohen Regierung erhalten hatte.

Auch unser Kutscher war in Verzweiflung, aber es leuchtete ihm doch ein, daß dem Übel mit einer Holzstange abzuhelfen wäre; aber woher eine solche nehmen?

„He, Landsmann,“ sprach der Regierungs-Kommissär zu dem alten Bauer im Thore, „was wäre jetzt zu thun?“

Der Alte schlenderte langsam auf den Wagen zu, und nach längerem Nachdenken sprach er unmutig:

„Das kann man so eigentlich nicht wissen.“

„Unser Kutscher behauptet, daß man mit einem geeigneten Stück Holz die Achse ersetzen könnte?“

„Ja, man könnte, — warum nicht.“

Der Regierungs-Kommissär wurde nervös: „Wenn man nur so ein Stück Holz zur Hand hätte.“

„Ja, wenn man eines hätte.“

„Wo wäre denn ein solches zu finden?"

„Ja, wo finden?" sprach der Bauer und schob seine Pfeife von einem Mundwinkel zum andern.

„Ihr werdet doch irgendwo so einen alten Prügel haben?" drängte der Regierungs-Kommissär ungeduldig den Alten.

„Wird sich wohl finden," sprach dieser nachlässig, und nach kurzer Zeit brachte er ein passendes Stück Holz.

Aber damit war uns noch nicht geholfen. Was mit dem Holz anfangen, wenn man nicht auch einen Strick dazu hat, um das Ganze zu befestigen?

„Jetzt wäre noch ein Strick vonnöthen, Landsmann."

„Hja!" sprach dieser, indem er sich den Kopf kratzte; „freilich wohl — freilich."

„Aber wo sollen wir ihn hernehmen?"

Der Horgoser Bauer zuckte die Achseln und erwiderte mit unerschütterlicher Ruhe: „Ja, woher?"

„Aber sollte sich denn in Eurem Hofe nicht ein alter Strang, eine alte Halfter vorfinden?"

„Wird sich, — wird sich gewiß —" brummte er gähnend, und brachte sogleich einen Strick aus

dem Stalle und ergötzte sich dann mit sichtlichem Behagen an den Anstrengungen unseres serbischen Kutschers, womit dieser die nöthige Reparatur endlich zuwege brachte.

„Und was wären wir schuldig?“ fragte der Regierungs-Kommissär jetzt sehr freundlich, indem wir unsern Hintersitz wieder einnahmen.

„Na, was werden Sie denn schuldig sein?“ erwiderte er mit erstaunten Augen.

„Es werden Euch diese Sachen doch etwas werth sein?“

„Nichts werth,“ sprach er rauh.

„Dann fahr' zu, Kutscher! Schönen Dank für Eure Gefälligkeit!“

„Schon gut, schon gut,“ brummte er; „aber,“ rief er uns nach, „das sag' ich Ihnen, daß Sie mir meinen Prügel und meinen Strick zurückbringen!“

„Halt Kutscher! Was sind das für Geschichten?“ fuhr der Regierungs-Kommissär erbost auf. „Zurück nehmen wir einen andern Weg; der Teufel fahre wegen Eures Stricks und Prügels wieder hierher zurück!“

„No, no!“ sprach der Alte begütigend; „wozu denn einen gleich so anfahren? Wenn Sie hier nicht zurückfahren, können Sie mir's freilich nicht zurückbringen. Gott befohlen!“

Dem Regierungs-Kommissär wurde es so schwer, ein Stück Holz und einen Strick von ihm zu erhalten, und ich kam so leicht zu einer treffenden Photographie unsrer ungarischen Bauern.

IX.

Der einzige Halunke.

Mein freundlicher Hausherr schickte mir seinen Wagen zur Bahnstation entgegen, und auch sein Schwager kam mit. Dieser zeigte und erklärte mir alle Merkwürdigkeiten der Gegend: die schönen Frauen in Kótaj, die Ausdehnung des Birkengehölzes, von wo dann das eigentliche Alföld (Tiefland) beginnt.

„Und was ist das für ein Hügel dort links?"
„Ah, dort schläft der Feldherr Szabolcs*) den ewigen Schlaf."

Indessen flog unser Wägelchen mit dem Viergespann durch den tiefen Sand, der zu den Radspeichen hinaufspritzte; dazu schnalzte der Kutscher lustig mit seiner langen Peitsche.

---

*) Szabolcs, einer der sieben Heerführer, die mit Arpád die magyarische Herrschaft begründeten.

„Ein prächtiges Kutschergesicht," sagte ich zu meinem Reisegefährten.

„Ein sehr braver Kerl, dieser János," erwiderte der Schwager. „Ich würde ihm Leib und Leben anvertrauen. Dieser Mensch ist die personifizierte Anständigkeit. Er dient auch schon achtundzwanzig Jahre in unserer Familie."

„Achtundzwanzig Jahre!" rief ich erstaunt, „das ist allein ein hinreichendes Zeugniß. Achtundzwanzig Jahre!"

„Das heißt," ergänzte mein Reisegefährte, „mit einer kleinen Unterbrechung von vier Jahren, die er in der Festung Munkács zugebracht."

„Was machte er denn in Munkács?"

„Er hat dort „gesessen"; aber, wie gesagt, nur vier Jahre. Wir haben seine Begnadigung erwirkt."

„Weshalb wurde er denn verurtheilt?"

„Wegen Todtschlag."

Mir wurde ganz schwarz vor den Augen. Der Schwager bemerkte es, und beeilte sich, mir den Fall zu erklären: János hat das beste Herz von der Welt, ein wahres Lammsgemüth; aber der Wein macht ihn zum Teufel. So ist das Unglück über ihn gekommen. Während einer Wirthshausrauferei traf er den Nagy=Bajmócer Gábor auf die Schläfe — —"

Bei diesen Worten wandte sich János gegen mich und fügte mit einer paradiesischen Unbefangenheit hinzu: „Und ich habe ihn so gern gehabt, gnädiger Herr, wie meinen leiblichen Bruder. Aber er selbst war schuld daran; er hat mit mir angebunden.“

Im Hause angelangt führte mich die Hausfrau überall herum. Sie schwatzte sehr angenehm und verstand es, ihre Bemerkungen trefflich zu pointieren. Sie wußte einem so vieles von ihren Blumen zu erzählen, und so gemüthlich, daß man ihr den ganzen Tag hätte zuhören mögen.

„Sehen Sie doch diese Ziergräser! Was das für einen Buschen bildet! Und so viel Grashalme daran sind, jeder ist anders gezeichnet, — keiner gleicht dem andern.“

„Wunderbar! Ich hatte das bisher nicht beachtet; es wirft dies meine Theorie von den Menschen ganz über den Haufen: ich finde nämlich die Zierlinge alle wie über ein und denselben Leisten geschlagen!“

„Fangen Sie mir nicht an zu philosophieren,“ lachte sie; „bewundern Sie lieber meine Melonen.“

„Sie sind wirklich sehr schön. Sie müssen einen sehr geschickten Gärtner haben!“

„Ein wunderbarer Mensch, und dabei von einer seltenen Ehrlichkeit, ja, noch mehr, er hat

große Charaktereigenschaften; wir halten ihn aber auch in Ehren, als ob er zur Familie gehörte. Er ist seit seiner frühesten Kindheit bei uns: hier ist er aufgewachsen, hier hat ihn mein Vater verheirathet, — ach, hätte er es lieber nicht gethan!"

„Weshalb? War es vielleicht eine schlechte Frau?"

„Leider," und ihr Antlitz verdüsterte sich; „sie war so schlecht, daß er sie endlich umgebracht hat."

„Was? Er hat seine Frau ermordet?"

„Ja, sie hat ihn betrogen, entehrt. Er hat sie umgebracht, und im Gefängnisse hat er sie dann beweint. Selbst jetzt noch sieht man ihn häufig einsam herumirren, dort — unter den Silberpappeln, wo sie früher immer zusammen waren, — und sein lautes Schluchzen dringt durch den ganzen Park, daß darob beinahe die Singvögel verstummen. Ah, dieser alte Pali hat ein goldenes Herz!"

„Aber, gnädige Frau, — — — im Herfahren erfuhr ich, daß auch der Kutscher — —"

„Unser Kutscher? Auf den lasse ich nichts kommen; das ist auch ein sehr braver, ehrlicher Mensch."

„Ich will es glauben; — — aber es ist doch

eigenthümlich, daß hierzulande die Ehrlichkeit der Menschen mit dem Morde beginnt."

„Es scheint allerdings komisch," lächelte meine Hausfrau; „und ich kann mir lebhaft vorstellen, — wären Sie ein ausländischer Zeitungsschreiber, welche haarsträubenden Artikel Sie über das Land der Magyaren schreiben würden, wo der Mord als ganz besondere Tugend den Weg zur allgemeinen Achtung öffnet; aber so, da Sie selbst ein Ungar sind — —"

„— habe ich ein Verständniß für derlei Dinge," erwiderte ich; „gewiß."

Später bei Tische spann ich dieses Thema mit dem Hausherrn weiter.

„Es ist doch schön," sagte ich, „daß die Leute alle so lange in Ihren Diensten stehen; es ist dies kein geringes Lob für den Dienstherrn!"

„Dieses Lob trifft nicht so sehr den Dienstherrn," meinte er, „als vielmehr die Diener; meinen Dienern, zum mindesten, gebührt unbedingt dieses Lob, — sie sind alle durchweg brave und rechtschaffene Leute. Seit zwanzig Jahren war ein einziger schlechter Kerl unter ihnen, — ich mußte den Halunken endlich wegjagen."

„Was hat er denn verbrochen?"

„Ach, ich hatte nichts als Scherereien mit

ihm! Das waren ewige Verleumdungen und Angebereien über die anderen Diener."

Nun, — wäre ich ein Deutscher, hätte ich gewiß allen Grund gehabt, hocherstaunt zu sein; aber so, da ich kein Deutscher bin, wurde es mir leicht, mich mit dieser Lebensanschauung abzufinden.

Als ich tags darauf diese liebe Familie verließ, saß auf dem Kutscherbocke mit dem freundlichsten Gesichte der Welt wieder der eine Mörder, — während der andere Mörder einen kleinen Blumenstrauß für mich band; und als er so bedächtig die Rosen pflückte, schaute er so theilnahmsvoll, fast zärtlich auf jede einzelne nieder, als ob es ihm leid wäre, sie vom Stocke abreißen zu müssen; denn wer weiß, — am Ende schmerzt es doch die Rosen, — oder etwa den Stamm — — ?

X.

Der Reisende aus dem Jenseits.

Die Leute in unserer Gegend lieben das Reisen nicht. Die bläulichen hohen Berge begrenzen ihren Horizont; — was kann denn da drüben noch sein? —

Selbst unser Herrenvolk theilt diese Ansicht. Ein einziger Mensch lebte in der Umgegend, — und das war vor etwa hundert Jahren, — ein gewisser Nagy, von dem man sich erzählte, daß er einmal in Prag gewesen sein soll. Seine ganze Nachkommenschaft nannte man seither die Prager Nagys; aber keiner hat es im Comitate zu etwas gebracht.

Dagegen gab es tausende und tausende, die nie weiter kamen, als bis zu dem nächsten Bezirksstädtchen. Da war vor allem ein Herr von Rédeky. Der hätte eines Prozesses halber, der bereits sein halbes Vermögen verschlungen hatte, nach Wien reisen sollen, aber —: „lieber soll das Ganze draufgehen, als daß ich nach Wien reise." Und er rührte sich nicht von der Stelle.

Er wurde auch deshalb sehr populär und brachte es bis zum Administrator des Comitates.

Was er da angestellt hat, — ich habe es bereits vergessen, — kurz, der König Ferdinand V. zitierte ihn nach Wien: „ad audiendum verbum regium.“

Als ihm diese Berufung zukam, setzte sich Paul von Rédeky an seinen Schreibtisch, schrieb sein Entlassungsgesuch und gleichzeitig eine Eingabe an den König, worin er sagte, daß ihn ein heiliger Eid binde, nicht nach Wien zu reisen; — Seine Majestät möge verzeihen, — es thue ihm sehr leid — aber er könne nicht kommen.

Aber das war auch damaliger Zeit eine weite Reise für einen Hiesigen!

Nun geschah es aber, — allerdings erst nach vielen, vielen Jahren, — daß sich das alte Wien aufraffte und näher kam; — die Eisenbahn wurde gebaut; eine Flügelbahn durchschnitt sogar unsere Berge, und man legte quer über unsere weichen Wiesenteppiche eiserne Bänder, darauf Räder laufen sollten.

Der alte Rédeky war es selber, der diesen Bahnbau angeregt und gefördert hatte: „Geld und Wohlstand wird es unserer Gegend bringen, unsere Getreidepreise werden steigen.“

Schade nur, daß Rédeky eben damals nicht

daheim war, als die erste, mit Bändern geschmückte Wagenreihe sich in Bewegung setzte; die Ärzte hatten ihn in das Kaiserbad bei Ofen geschickt, wo er krank darniederlag.

An jenem Tage war die ganze Umgegend versammelt: voll von Neugierde und voll von Zweifeln.

„Das müssen wir uns doch ansehen," sagten die Bauern, „ob es denn auch wirklich wahr ist?"

„Dumme Redereien!" rief Martón Sóki, der Tiszlóer Czismenmacher. „Nichts wird daraus! Ich sag' euch, Gevattern, das geht nicht zehn Schritte weit."

„Wie sollte es auch nur — ohne Pferde?" lachte Máté Koczka.

Gabór Kovács, der Kirchendiener, wollte mit aller Gewalt sich auf die Schienen vor den Zug hinlegen, — aber die Wächter wehrten es ihm. „Wenn es gerade nicht genützt hätte," bemerkte er, „hätte es gewiß auch nicht geschadet."

Die Bahnwächter wurden mit Spottreden überhäuft: „Wann werdet ihr denn gezäumt? Denn schließlich werdet doch nur ihr es sein, die dieses ‚schwabische Dorf' in Bewegung setzen."

Die aneinander gekoppelten Waggons machten auf sie den Eindruck einer Häuserreihe.

Indessen versammelten sich die geladenen

Gäste und bestiegen die Waggons, und die große närrische Maschine fieng an zu schnauben wie ein dämpfiges Roß, und es entströmten ihr Massen schwarzen Rauches, die sich — einer finsteren Wolke gleich über die Kukuruzfelder hinzogen.

Ein Pfiff und — siehe da, die mächtige Wagenreihe setzte sich unter unaufhörlichem Gepolter wirklich in Bewegung und flog endlich wie ein abgeschossener Pfeil dahin.

Gábor Kovács, der Kirchendiener, bekreuzigte sich andächtig und stotterte ganz verblüfft: „Nu, das kommt nicht von Gott; — das ist des Teufels Werk!"

„Das glaube, wer's glaubt!" sprach Márton Sóki, der Czismenmacher; „da drinnen steckt ein Pferd, sag' ich euch, Schwager."

„Aber wo? Man müßte es doch sehen?"

„Ja, lieber Freund, das ist dort wohl versteckt. Das wird so sein: in jedem zweiten Häuschen stecken ein paar Paradepferde, — und die ziehen das nachfolgende Haus."

Diese Deutung schien die wahrscheinlichste, und ward zum allgemeinen Glauben; nur den andächtigen Eiferern erschien es Teufelsspuk und Versuchung des Himmels.

Und die letzteren sollten recht behalten; denn als der Probezug nachmittags zurückkehrte, giengen

die Wunder des Himmels los, und Äußerungen des göttlichen Zornes wurden wahrnehmbar.

Während des großen Festessens, als eben die Gesundheit des abwesenden Rédekys ausgebracht wurde und rauschende Eljens erklangen, brachte ein Telegramm aus dem Kaiserbade in Ofen die Nachricht vom Tode Paul von Rédekys. Er war Punkt neun Uhr gestorben, also genau zur Zeit, als der Probezug abgelassen worden war. Der Zug hatte seine Seele mitgenommen. „Hat sie nöthig gehabt, diese Eisenbahn!“ hieß es. Und gleichzeitig gieng ein unbändiges Donnerwetter los: der Sturm entwurzelte Bäume, — riß Dächer von den Häusern, — die große Glocke, mit welcher die Gewitter beschwört werden, bekam einen Sprung, — der Blitz schlug in eines der neuen Wächterhäuser ein, — der strömende Wolkenbruch riß die Schienen auf, — und die Rédeky'schen Mäher, die von der Wiese weg nach Hause flüchteten, sahen rothe Blutstropfen an den Grashalmen. — — „So gehts, wenn man den lieben Gott versucht!“ —

Rédekys Leichenbegängniß wurde für den dritten Tag auf drei Uhr festgesetzt; denn um halb drei kommt der Zug an, der den Sarg bringen wird. Das wird ein Pomp werden, wie ihn Gernyesalva noch nicht gesehen!

Gedruckte Zettel wurden in der Gegend um-

hergesendet; neun Geistliche kamen, darunter auch der Probst; es wimmelte nur so von Kaleschen auf den Straßen, und die Familie hatte sogar die Liedertafel aus Schemnitz kommen lassen. Der Selige hatte es aber auch verdient; denn er war sein Leben lang ein tüchtiger, charaktervoller, wortgetreuer Mann gewesen. Aber deshalb mußte er doch mit der kleinen Glocke vorlieb nehmen, denn die große war seit vorgestern zersprungen.

Das Kastell derer von Rédeky war gesteckt voll von Trauergästen. Den mit schwarzem Tuch überspannten Katafalk hatte man unter den Linden aufgestellt; ringsherum standen Stühle. Die Fackeln waren schon angezündet, der Meßner wetzte seine Kehle, und die Anverwandten nahmen zu Häupten des Katafalks Aufstellung, — niemand fehlte mehr, nur der Todte.

Der Probst war schon in vollem Ornate und zupfte ungeduldig an seiner Uhr: „Er könnte schon kommen.“

Karl von Petröczy, der Arrangeur der ganzen Trauerfeier, beeilte sich, den Probst zu beruhigen: „Der Schwager wird gleich da sein; der Wagen ist schon nach ihm zum Bahnhofe gefahren.“

Und kurz darauf rollte der Wagen in den Hof; es entstand eine Bewegung in den Reihen der Versammelten, jeder drängte nach vorwärts,

stellte sich auf die Fußspitzen, — — — aber das Gewispel der Neugier verstummte alsbald, und Ausrufe des Erstaunens und der Betroffenheit wurden laut. Die Anverwandten irrten rathlos umher.

„Was gibt's? Was ist denn geschehen?“ Diese Fragen giengen von Mund zu Mund; und ein jeder drängte ohne Rücksicht auf die Hühneraugen der andern dem Katafalke zu, wo die Anverwandten mit bleichen Gesichtern geheimnißvoll einander zuflüsterten.

Petröczy, der Arrangeur, ertheilte endlich mit verzweifelter Stimme die erwartete Aufklärung: „Der Schwager ist nicht angekommen; er hat sich verspätet.“

Und so war es; der Verstorbene hatte sein eigenes Leichenbegängniß versäumt.

Sie suchten ihn im Zuge, — er war nirgends zu finden; und doch war das Telegramm aus Ofen da, daß der Leichnam in der Frühe expediert worden sei.

Da blieb denn jetzt nichts mehr übrig, als die ganze versammelte Trauergesellschaft um Entschuldigung zu bitten, daß sie sich vergeblich herbemüht.

„Wie sich doch die Menschen verändern, wenn sie sterben,“ brummte Seine Hochwürden Mukucsek,

der Ortspfarrer; „wie pünktlich war der Selige, solange er noch am Leben war."

Die Schaar der Leidtragenden zerstob und die Anverwandten beeilten sich, ihren Todten zu reklamieren. Aber trotzdem kam er weder am folgenden noch an den nächstfolgenden Tagen; es war keine Spur von ihm zu finden.

Endlich, nach Verlauf einer Woche fanden sie ihn — in Wien; ja, ja, in demselben Wien, wohin er um keinen Preis gewollt hatte.

Sie hatten den Waggon mit dem Sarge irrthümlich an den Wiener Zug angekoppelt, und so mußte der arme Paul von Rédeky nach seinem Tode volle acht Tage in Österreich herumreisen. —

Darum behaupte ich steif und fest, daß es das beste bleibt, zuhause zu sterben, oder überhaupt gar nicht zu sterben.

XI.

Die verlorene Herde.

Wer kennt nicht den Gergely Csath (sprich Tschath) aus Ujfalu! Den alten Gergely, den man beinahe versucht ist mit „Sie“ anzusprechen.

Einst zählte er zu den Gescheiten — sogar unter den Juhászen (Schafhirten). Und ein Juhász ist doch etwas anderes als ein Bauer!

Er hütete die Schafe des Grafen von Illye. War das eine Herde! Es gab nicht ihresgleichen in der Gegend!

Aber eines Abends — haben sie den Gergely Csath eingeschläfert, oder hat ihn der Alp gedrückt, oder haben ihn Hexen geblendet, oder was sonst mit ihm geschehen ist, — kurz, eines Abends, als seine Herde im Pferch stand, — denn es ist dort kein Banater Weizenboden, sondern er muß gepfercht werden, — also als unser Gergely Csath erwachte, war weit und breit kein einziges Schaf zu sehen. Wer weiß, welche Halunken die Herde fortgetrieben haben! Die Schellen

hatten sie den Leithammeln wohlweislich abgenommen — und selbst Gergelys Hirtenstab mitgenommen.

Man denke sich seine Verzweiflung! Gestohlen! Was soll er nun beginnen, — was thun? Soll er sich erhängen? Soll er in die weite Welt, die Herde zu suchen? Wenn er nicht fortgeht, wird ihn das löbliche Comitat ohnehin auf Geheiß des Grafen von Illye in Ketten legen.

Das Hängen wäre wohl das Einfachste gewesen, — wenn nur damit die Herde wiedergefunden würde; aber so — muß er ihr nach, und wär's ans Ende der Welt; — jeden Winkel der Erde muß er durchsuchen, um den elenden Dieben auf die Spur zu kommen.

So hat er sich denn auf den Weg gemacht und seine Herde gesucht von Dorf zu Dorf, von Comitat zu Comitat; er wurde immer stiller, immer düsterer, da er sie nirgends fand. Nicht die geringste Spur. Am Ende haben sie sie aufgegessen? Aber was sollte mit den vielen Häuten geschehen sein? Die würden Zeugenschaft abgeben.

Es ängstigte ihn, es zehrte an ihm, es nagte an seinem Herzen — die Selbstanklage, daß er nicht gut aufgepaßt. Unter diesem Vorwurfe verdunkelte sich seine Seele immer mehr und mehr.

Plötzlich stieg es ihm zu Kopfe: — es war am Tage „Maria Himmelfahrt“, daß der Diebstahl verübt worden, — die Heiligen des Himmels haben seine Lämmer gestohlen.

Die Leute lachten über ihn, er dauerte sie wohl auch, — aber unser Gergely blieb dabei und lebte sich immer tiefer in diese Idee ein, — denn es kann ja nur so gewesen sein und nicht anders. Steht es doch im Psalter und auch auf den Heiligenbildern sind sie zu schauen, die himmlischen Lämmer; und wenn sie dort oben sind, irgendwoher müssen die Himmlischen sie doch haben; so ein Lamm entsteht und wächst nicht von selbst, und überdies gibts im Himmel gewiß nicht einmal eine Schafweide; — sie nehmen sie, wo sie sie just finden. Man könnte hundert gegen eins wetten, daß seine Herde dort oben wo im Himmel sich herumtummelt.

Und warum hießen denn jene Wolken Lämmerwolken, wenn nicht darum, daß sie zum Schaftriebe gegen Himmel dienen?

Der geistliche Herr und der Herr Richter sagten zwar, daß der arme Gergely Csath über den Verlust seiner Schafe von Sinnen gekommen sei; aber das konnte man doch nicht bestimmt sagen, wenngleich seine Augen irr und wirr umherschauten; — er behauptete seine Ansicht so

entschieden, als ob er es ganz gewiß wüßte, als ob er davon fest überzeugt wäre.

Tag und Nacht starrte er mit mißtrauischen Blicken unverwandt zum Himmel hinauf und zuletzt traf er ernstlich Anstalten zur Reise in den Himmel.

Und in einer finsteren Nacht machte er sich auch auf den Weg, — er hatte seinen Sonntagsstaat angelegt. Und wie er so geraume Zeit über die Milchstraße dahingewandert war, sah er in einiger Entfernung einen schönen Jüngling vor sich stehen.

„Wünsche einen guten Morgen, junger Herr!“

„Grüß Gott,“ erwiderte Orion, denn dieser war es. „Wie kommst du denn daher?“

„Über die Milchstraße, gestrenger Herr.“

„Daß dich“ — —, beinahe hätte der Himmlische im Himmel geflucht. „Nu, Frau Kassiopeia wird es dir schon heimzahlen, daß du auf ihrer Bleiche herumtrittst.“

„Wieso?“ fragte Gergely erstaunt.

„Was ihr dort unten die Milchstraße nennt, das ist die große Bleiche unserer himmlischen Frauen.“

Und der schöne Orion, als er der Damen Erwähnung that, drehte seinen Schnauzbart in

die Höhe. Den Menschenkindern dort unten erschien dieser aufgedrehte Schnurrbart gewiß als Komet.

„Was gibt's neues auf Erden?" fragte er endlich.

Gergely Csath seufzte nur und ließ den Kopf hängen.

„Nun," drängte Orion.

„Ach Herr, es geht mir schlecht. Die Heiligen haben mir meine Schafherde muthwillig gestohlen und meinen Hirtenstab dazu; darum bin ich gekommen."

„Ich kann dir keine Auskunft geben," sprach der Stern. „Seit sie mich zum obersten Chef der himmlischen Gendarmerie gemacht haben, erfahre ich gar nichts mehr. Ja früher, als ich noch in den Auen und Wäldern eurer Erde als Jäger herumstreifte, da wußte ich um alles Bescheid, — selbst in Dianens Revieren — —;" der schöne Jüngling seufzte und unterbrach seine Rede. „Von deiner Herde ist mir nichts bekannt; einen Hirtenstab haben wir wohl hier oben; aber das dürfte nicht der deine sein: wir nennen ihn den Jakobsstab." Und dabei deutete er mit dem Daumen nach rückwärts.

Gergely Csath schaute sich um, — richtig, dort stand der Hirtenstab, angelehnt an das

Himmelsgewölbe; nur, — daß es nicht Jakobs, sondern sein eigener, mit Bleiverzierungen reich versehener, schöner Stab war, den sie sammt seiner Herde ihm wegstibitzt hatten! Jetzt athmete er erleichtert auf, — er war den Thätern auf der Spur.

Er benutzte einen Augenblick, als Orion eben zur schönen Andromeda, der Tochter der Frau Kassiopeia, in die Ferne hinüberblinzelte, um nach seinem Stabe zu langen; aber der war mit drei glänzenden Sternen an dem Himmelsgewölbe festgenagelt.

„Ja, bist du noch hier?“ wendete sich Orion wieder zu Gergely. „Einen guten Rath will ich dir doch mit auf den Weg geben: wende dich an die schöne Frau Berenice; sie ist nicht nur die schönste, sondern auch die klügste der Frauen, die wir hier heroben haben. Geh' auf der Milchstraße nur weiter, bis du zum Fuhrmann kommst; der wird dir den Weg zeigen, Gott befohlen!“

Gergely Csath bedankte sich schön und gieng seiner Wege.

Da sah er ein kleines Sternlein, umgeben von einem Haufen kleiner Hühner; es war die Gluckhenne.

„Ist das ein miserabler Stern,“ dachte Gergely; „da tragen ja unsere Generäle größere an der Brust.“

„He, Frau Gevatterin! Könnt Ihr mir nicht sagen, wer mir über meine Schafherde Bescheid geben kann?“

„Ich kümmere mich nicht um anderer Leute Angelegenheiten,“ brummte sie. „Hier heroben wirst du überhaupt nicht viel erfahren; du könntest doch wissen, daß ins Himmelreich nur die Einfältigen Einlaß erhalten.“

„Gehe ich hier recht zum Fuhrmann?“ frug Gergely Csath kleinlaut weiter.

„Nur geradeaus fort; du wirst ihn linker Hand am Straßengraben finden.“ Damit kehrte sie ihm den Rücken und bemühte sich, ihre Küchlein zusammen zu treiben.

Richtig — dort über dem Straßengraben, dort saß der Fuhrmann und stopfte eben seine Pfeife.

„Wohin des Weges, Landsmann?“

„Ich soll zur schönen Frau Berenice,“ erwiderte Gergely. „Ist es noch weit hin?“

„Nu, es ist noch ein gutes Stück Weges. Du mußt da bei meinem großen Wagen dort unten im Thal vorbei, dann wirst du sie schon von weitem an ihrem glänzenden Haar erkennen. Was willst du bei ihr?“

„Sie soll mir eine Auskunft ertheilen,“ erwiderte Gergely zögernd. „Ist sie wirklich so gescheit, wie die Leute sagen?“

Der Fuhrmann schmunzelte verschmitzt: „Sie ist sehr schön, — und da vertrauen ihr die Leute vieles an.“

„Führt mein Weg an der Frau Kassiopeia vorbei?“ frug unser Gergely vorsichtig, eingedenk der Warnung Orions.

„Du hast von ihr jetzt nichts zu besorgen. Sie schwatzt eben mit ihrem Gatten, dem König Orpheus, nachdem sie ihre Morgenarbeit beendet! Du siehst doch, wie die Leinwand auf der Bleiche noch vom Wasser trieft?“

„Das hat sie gethan?“ staunte Gergely. „Wozu denn?“

„Wie du nur fragst! Von dieser Bleiche tröpfelt früh und abends der Thau auf eure Wiesen nieder; ihr wäret schön daran, wenn Frau Kassiopeia ihre Gießkanne einmal beiseite stellte.“

„Seht, seht,“ murmelte Gergely vor sich hin; „das weiß gewiß nicht einmal unser geistlicher Herr.“

Der Fuhrmann hielt seine Pfeife an einen kleinen Nachbarstern, an dessen Flammen sie sogleich Feuer fieng.

Unser Juhász verfolgte nun den Weg, den ihm der Fuhrmann angegeben und stand plötzlich vor der schönen Frau Berenice. Sie kämmte eben ihr goldiges Haar, aus dem tausend Funken sprühten,

die dann als Sternschnuppen am großen Himmelsgewölbe der Kreuz und der Quere durcheinander flogen.

Frau Berenice war ein hübsches Weibchen mit reizenden kleinen Füßen, — und diese feine Fessel! — Wo sie hintrat, wurde es rosenroth am Himmel, und wo sie hinblickte, da erglühten die Wolken.

„Guten Morgen, schönes Frauchen!“

„Guten Morgen, Freund Gergely! Ich höre, du suchst deine Herde? Da kannst du lange suchen.“ —

Richtig, — sie weiß schon davon! Ist doch eine gescheite Frau!

„Wieso?“ frug Gergely.

„Das ist so, daß du sie nie finden wirst: wenn du unten im Thale bist, sind deine Schafe hier oben, der heilige Petrus zieht sie mit den Lämmerwolken herauf.“

„Ei, ei!“ staunte Gergely.

„Und wenn du hier oben bist, läßt er sie auf denselben Wolken wieder hinab.“

„Was Ihr da sagt? Ihr wollt mich zum besten haben, gute Frau?“

Die schöne Frau Berenice stemmte ihre vollen Arme in die Hüften: „Schau' nur hinunter! Überzeug' dich selbst.“

„Es ist ja finster, ich sehe nichts.“

Die schöne Frau lächelte, streckte die Hand aus und tupfte mit dem Goldfinger an einen kleinen Stern; plötzlich entstand ein Loch im Himmelsgewölbe; der leuchtende Stern sank immer tiefer und tiefer — — —

Und siehe da, — dort unten — im Nebel — dort weidete seine Herde — am Schilfe — im Illyeer Thale; er konnte sogar den sanften Ausdruck seiner Schafe wahrnehmen; auch im Wasserspiegel des Teiches waren sie zu sehen.

Dort ist sie, seine ganze Herde! Zwei dunkle Gestalten hüten sie. Einen Theil verbergen die hohen Bäume! — aber die andern, die nagen eben am weichen Rasen.

Mit einer riesigen Anstrengung that Gergely einen Sprung aus dem Himmel, was ihm ohne sonderliches Ungemach derart gelang, daß er sich plötzlich in seiner Hütte befand; mit dem Ellbogen ans Fenster gelehnt, starrte er in die Nacht hinaus.

Die Fensterscheibe war eingeschlagen; — wer zum Henker konnte das gethan haben? Der kalte Nordwind pfiff durch das Schäferhäuschen und rüttelte mächtig an den blätterlosen Ästen der Bäume.

Aber die Schafe weiden ja noch immer dort! Barfuß, ohne Pelz stürmte er hinaus in die dunkle

Nacht, — aber als er hinkam, waren Schafe und Hirten — alles zerstoben.

Nichts war dort als Nebel! Dieser dumme, graue Nebel mit seinen täuschenden Gestalten!

Der schlaue heilige Petrus hatte die Herde wieder hinaufgehoben! Und er war ihr doch schon so nahe, — der arme, einfältige Gergely Csath.

XII.

Die Hausmeisterin aus der Kerepeser Straße.

Die Entreprise des pompes funèbres betreibt ein höchst respektables Geschäft. Es ist eben kein schönes Geschäft, aber es bleibt doch immerhin sehr respektabel, die Menschen für einen tarifmäßigen Fuhrlohn in das Jenseits zu befördern.

Diese Prozedur ist zwar etwas kostspielig, aber der Mensch legt dabei doch einen weiten Weg zurück, und die heutigen Kommunicationsmittel sind nun einmal wirklich theuer. Dabei hat man noch die Beruhigung, daß man für die Rückreise nicht zu sorgen braucht.

In der guten alten Zeit, als noch Sankt Michaelis Klepper*) dieses Geschäft besorgte, gieng

---

*) Die Todtenbahre heißt im Volksmunde: Sankt Michaelis Klepper. Es mag wohl daher kommen, daß auf dem Lande zu Michaeli der Dienstwechsel vor sich gieng, womit selbstverständlich auch der Wohnungswechsel verbunden war.

alles einfacher von statten; ja, in manchen Gemeinden ist dieser Klepper noch heutzutage der billige Lieferant für Himmel und Hölle; es ist ein gutes geduldiges Thier, das weder Hafer noch Heu begehrt; und auch jene, die es befördert, murren nicht und geben sich zufrieden.

In der Stadt dagegen gibt es Leute, die ihr ganzes Leben lang mit dem Luxus auf dem vertrautesten Fuße stehen und sich von diesem ihrem Lieblingsfreunde — der meist zu ihrem Ruine beiträgt, wie Freunde überhaupt, — selbst dann nicht trennen wollen, wenn sie schon alles, was ihnen lieb und theuer war, — wenn sie das Leben lassen müssen.

Und solche Leute spediert dann die Entreprise des pompes funèbres, und zwar jeden nach seiner Rangstufe.

Ich habe vorhin dieses Geschäft nur ein höchst respektables genannt; aber es gibt Menschen, die es sogar schön finden und ihr besonderes Wohlgefallen daran haben.

Da ist gleich die alte Priklerin, die in Ehren ergraute Hausmeisterin eines ebenerdigen Hauses der Kerepeser Straße. Ihre größte Wonne bilden die Leichenkondukte. In dieser Straße hatte sie allerdings Gelegenheit, sich daran zu gewöhnen,

wie man sich etwa an das Ticken einer Familienuhr gewöhnt.

Und sie hatte sich daran gewöhnt und hatte sich dadurch mit der Idee des Todes auch vollkommen vertraut gemacht. Nichts fesselt sie mehr an dieses Leben, aber schon gar nichts. Ihre alten Bekannten sind alle verstorben; was gehen sie die Leute an, die jetzt noch leben?

Es erregt auch nichts mehr ihr Interesse. Da hat sie einen alten, gestopften Strumpf, der viele Jahre gedient hatte; der enthält ihren Sparpfennig — in Silbergulden und Zehnerln — fünfundneunzig Gulden und vierzig Kreuzer — nicht mehr und nicht weniger. Ihr einziger, sehnlicher Wunsch ist, es auf runde hundert Gulden zu bringen; denn unsere brave Frau Prikler strebt nach einer Hundertgulden-Leiche.

Fünfundneunzig Gulden ist zwar auch schon etwas, das reicht schon für ein recht hübsches Leichenbegängniß; aber hundert Gulden ist doch wieder etwas mehr, klingt auch viel hübscher, und wahrscheinlich gibt es auch einen Fackelträger mehr.

Ihr größtes Vergnügen besteht darin, unter ihrem Hausthore zu stehen, wenn die Leichenzüge vorübergehen; manchmal schließt sie sich ihnen auch an, gleichviel, ob sie die zu beerdigenden Christen-

seelen gekannt hat oder nicht, und weint sich dann so recht nach Herzenslust aus. Auch in anderer Beziehung sind die Begräbnisse für sie von Interesse: sie kann Vergleiche anstellen zwischen diesen und dem ihren; denn sie kennt die Tarife jetzt schon auswendig.

„So wird das meine sein," murmelt sie vor sich hin; und wieder ein andermal spricht sie selbstzufrieden: „Meines wird um fünfzehn Gulden hübscher sein."

Manchmal kehrt sie ganz herabgestimmt in ihre ärmliche Kellerwohnung zurück, besonders nach Leichenbegängnissen von großen Herren und Celebritäten: „Das war das richtige!" ruft sie aus, und ihre Augen funkeln, — vielleicht ist auch ein bischen Neid dabei. — „Das kostet ein Vermögen! Wie glücklich sind doch die reichen Leute und die berühmten Männer!"

Sie seufzt und wird ganz betrübt; aber das dauert bei ihr nicht lange, und meistentheils tröstet sie sich dann: „Wer weiß, — ob dieser rappelköpfische Karl Veres nicht auch einmal so schön begraben wird? Warum sollte er es nicht auch? Er war gescheit, — oh, sehr gescheit war er!"

Sieh' da! Es gibt also doch noch ein lebendes Wesen, für welches sich unsere Frau Prikler interessiert! — Wer mag das wohl sein? Ein

Verwandter? Ach nein; ihre Verwandten sind alle längst todt. Karl Veres war ihr Zimmerherr, der vor einigen zwanzig Jahren als armer Bettelstudent bei ihr gewohnt hatte, dort in dem dumpfigen Kellerstübchen.

War das ein häßlicher Bursche, der nichts und niemand auf dieser Welt hatte außer seinem Verstande und seinem Fleiße. „Und ist das etwa nicht genug, um es zu etwas zu bringen?“

Und als dieser rothhaarige Junge endlich flügge wurde und mit seinem „großen Verstande“ in die weite Welt hinauszog, da folgte sie aufmerksam seinen Spuren, — „was wohl aus ihrem armen Zimmerherrn noch alles werden wird?“

Und wirklich — er machte seinen Weg, sein Name kam sogar in die Zeitungen, und die arme alte Frau forschte in denselben vor allem anderen stets nach diesem Namen. Manchmal bedurfte es der Geduld von vielen Monaten, bis sie wieder einmal daraufstieß und über ihren Liebling Nachricht erhielt. Bald war es in Siebenbürgen, — irgend ein Verein hatte ihn zu seinem Sekretär erwählt —; bald wieder in Oberungarn, wo er eine Kommissärstelle bekleidete; endlich kam eine Zeit, wo sie seinen Namen täglich in den Zeitungen lesen konnte: sie hatten den Karl Veres irgendwo

zum Abgeordneten gewählt; er war ein großer, ein berühmter Mann geworden.

Vielleicht würde sie ihn gar nicht wieder erkennen, wenn sie ihn begegnete? Denn sie erinnerte sich kaum mehr seiner Gesichtszüge. Am Ende wohnt er gar hier in der Nähe? Aber — was geht er sie denn an, der große Herr! Sie interessierte sich hauptsächlich nur für den armen Bettelstudenten Karl. — Es ergieng ihr damit, wie wenn man einen Roman nur zur Hälfte liest; — „was aus dem Helden dann alles noch wird — —?"

„Was der für eine Carriere macht!" Denn hier und dort und überall wurde seiner Erwähnung gethan; er war in steter Aktion. „Wird das eine ‚Leiche' sein, — wenn der Junge einmal stirbt!"

Denn nach der Ansicht der guten Frau Prikler war die Qualität der Beerdigung der sicherste Maßstab für alle menschliche Größe; „daraus ersieht man am besten, was einer im Leben werth war," meinte sie, — und sie hatte vielleicht nicht so ganz unrecht.

Karl Veres wurde immer geschildert als einer, der die Partei des Volkes ergreift und die Mächtigen der Erde mit scharfen Worten geißelt.

Und wieder vergingen Jahre; die 95 Gulden 40 Kreuzer unserer guten Priklerin waren auf

97 Gulden angewachsen, denn es gelang ihr nur selten, von ihrem kärglichen hausmeisterlichen Einkommen hier und da ein Zehnerl beiseite zu legen; der alte Strumpf füllte sich nur langsam.

Und was ist seither aus ihrem Karl geworden? Ja, wer das zu sagen wüßte! Eines Tages schwiegen die Zeitungen über ihn, und zuletzt erwähnten sie ihn gar nicht mehr, — als ob er sich in die Erde verkrochen hätte!

Die Menschen tummelten sich auch fortan herum, hielten Sitzungen und Reden, — die Zeitungen brachten täglich die frischesten Nachrichten, — aber der Name Karl Veres kam darin nicht mehr vor. Was ist denn nur mit ihm geschehen? Vielleicht ist er ins Ausland? Oder hatte er seinen Namen geändert? Das kommt ja vor. Am Ende ist er seitdem gar schon Herzog geworden? Und nennt sich jetzt wer weiß wie?

Schließlich dachte sie kaum mehr an diese abgerissenene Lebensgeschichte und nur hier und da, wenn eben ein großer Mann begraben wurde, tauchte die Erinnerung an ihn in ihrem Gedächtnisse wieder auf.

Aber große Männer werden wenige begraben; höchstens — so — alle drei Jahre einer. Die großen Männer sind nicht so einfältig, daß sie der Neugierde des Publikums zuliebe massenhaft

sterben sollten; obwohl es sich, genau erwogen, der großartigen Prachtentfaltung halber beinahe lohnen würde.

Die Jahre flossen rasch dahin, viele, viele Särge waren den Weg durch die Kerepeserstraße gewandert, — ganze Generationen hatte man dort hinausgetragen, — und noch immer konnte man bei allen Leichenzügen die alte Prikler sehen, wie sie, leise vor sich hinmurmelnd, unter ihrem Hausthore stand.

„So wird die meinige sein, eine achtundneunzigguldige.“

Eines Abends, — es war Allerseelen, — als sie eben vom Friedhofe zurückkehrte und vor einer Auslage stillstand, wo Todtenkränze, nach Preisen sortiert und rangiert, zu schauen waren, schlich ein abgehärmter, vor Kälte zitternder, armer Mann an ihr vorüber.

Frau Prikler schaute ihn an, — er kam ihr bekannt vor. Gut, daß er vor dem Bäckerladen stehen bleibt, — da kann sie den Unglücklichen näher ins Auge fassen. Ein alter geflickter Rock hing lose an seinem Leibe, aus seinen zerrissenen Schuhen guckte eine Fußzehe hervor; gierigen Blickes starrte er auf die Bäckereiwaaren. Das grelle Gaslicht fiel eben auf sein Antlitz.

Die arme Frau Prikler hatte ihn erkannt. „Karl!“ rief sie mit lauter Stimme.

Die verlumpte Gestalt zuckte zusammen — er schaute erschrocken um sich.

Die alte Frau lief auf ihn zu: „Sind Sie es, Karl? Freilich sind Sie es! Kennen Sie mich denn nicht mehr? — — — Erkennen Sie mich noch immer nicht? Ich bin es, die alte, verwitwete Priklerin, bei der Sie so lange gewohnt haben. Nu, nu, sehen Sie mich nicht so fremd an.“

Der arme Bedauernswerte schaute nur und schaute, — — seine Füße schlotterten, — — er mußte sich an den Laternenpfahl lehnen, um nicht zusammenzubrechen.

„Sie sind krank, Karl, — armer guter Karl, kommen Sie mit mir. Mein Gott, mein Gott, wie hat es nur so weit kommen können? Aber ich hab' es immer gesagt, — — was haben Sie mit den großen Herren Händel zu suchen gehabt?“

Er brachte keine Silbe hervor, — stumm ließ er sich von ihr führen, und nach einer halben Stunde war er wieder dort in seinem einstigen Kellerstübchen, von dem aus er seine Laufbahn angetreten hatte. Die Tage des Glanzes, sie waren verschwunden, und zwischen dem „gestern“ und „heute“ war alles verwischt. Nun lag er heute

dort, wo er gestern gelegen, und gewiß war auch das Bett noch dasselbe.

Die alte Frau pflegte ihn, deckte ihn sorgsam zu, kochte ihm Kamillenthee; aber tags darauf war der Kranke noch schlechter, und am dritten Tage, als die Frau Prikler aufwachte, war er todt.

Die alte Frau zerdrückte eine Thräne in ihrem Auge, dann sperrte sie ihre Truhe auf, zog den alten Strumpf hervor, schüttete seinen Inhalt auf den Tisch und machte zwei Theile davon.

„Ich werde mit einer Neunundvierzig-Gulden-Leiche ganz genug haben; für unsereins ist das ja gut genug; — — freilich Fackeln wird es keine geben, und auch das Bahrtuch wird einfacher sein; — aber — — das wird für mich auch so gut sein.“

Mit den anderen 49 Gulden ließ sie ihren einstigen Zimmerherrn begraben; und nun wußte sie, daß ihr eigenes Leichenbegängniß accurat so aussehen wird.

XIII.

Der Premierminister frühstückt.

Im Büffett des Abgeordnetenhauses sieht man blos zwei Tische mit weißen Tischtüchern gedeckt; die anderen Tische entbehren dieses Schmuckes: die gehören für die Demokraten. Da steht sogar Paprikaspeck unter Glasglocken. Speck unter Kristallglas! Entsetzliche Idee!

Das eine Tischtuch ist bedeutend weißer als das andere; da steht auch eine Flasche Sherry, ein leerer Teller, zur Aufnahme von Schinkenschnitten und Sandwich bestimmt, dann noch ein kleiner Teller mit feinen Bonbons. Auch ein Sessel steht dort in Bereitschaft, während die anderen Stühle absichtlich beiseite geschoben sind, damit sich ja niemand dorthin setze.

Die eintretenden Mameluken blicken voll Andacht auf diesen Tisch, und — um zu beweisen, wie sehr sie in die Staatsgeschäfte eingeweiht sind,

— murmeln sie ehrfurchtsvoll: „Der Premierminister hat noch nicht gefrühstückt.“

Neue Mameluken kommen und deuten auf den Tisch hin: „Hier wird der Premierminister frühstücken.“

Herr von B., der Ober-Mameluk, tritt ein. Er setzt sich gerade dorthin, und wie er seinen Ellbogen auf den Tisch stützt, klirren die Gläser und die Teller aneinander, als wollten sie sagen: „Der Minister wird gleich da sein.“

Herr von B., der Ober-Mameluk, bemerkt es auch und bittet sich selbst um Verzeihung: „Pardon! Hier wird ja der Minister frühstücken.“

Er springt auf und verfügt sich an den Nachbartisch, wo das Tischtuch nicht ganz so schneeweiß ist und wo verschiedene Abgeordnete je nach ihrer Parteistellung Schinken, Speck, Rothwein oder Sherry konsumieren.

„Ich habe die Tische verwechselt,“ spricht Herr von B. — „diese verdammte Kurzsichtigkeit — —“

„Verdamme sie nicht,“ sagt einer von der Regierungspartei; „ihr verdankst du ja deine Stellung als unser Präsident.“

„Nun ja, aber jetzt hatte ich mich hingesetzt, wo — —“

„— — wo der Premierminister frühstücken wird.“

„Und diese Bonbons!“ rief einer von der äußersten Linken. „Als noch der X. Y. Minister war, der rauchte immer nur ‚Kurze‘, das Stück zu zwei Kreuzer.“

„Und ließ sich täglich von einem anderen zum Frühstück einladen, — zur Schonung der Staatskasse.“

„Jetzt ist das Zeitalter der ‚Zuckerln‘!“ höhnte der Linke. „Den Steuerzahlern sollte man Bonbons geben, und denen, die die Steuern vorschreiben — Arsenik!“

„Ist das etwa dein Programm?“

„Auf Grund desselben wurde ich gewählt,“ erwiderte der Linke.

In diesem Augenblicke betritt der Minister die Büffetträume. Lautlose Stille. Der weiche Teppich verschlingt das Geräusch seiner Tritte und flüstert leise: „Seine Excellenz kommen zu frühstücken.“

Die Lippen der Mameluken verziehen sich zu einem freundlich-huldigenden Lächeln, vom Antlitz der „äußersten Linken“ verschwindet der Malcontenten-Ausdruck, — der Sonne Strahlen dringen durch das Fenster ein, — alles ist ausgeheitert, — die blauen Augen der Hebe am Büffett leuchten

in verführerischem Glanze, — die Butter beginnt sanft zu schmelzen, — die Käse und die Heringe hauchen einen eigenthümlich-pikanten Duft aus, — alles und alles ist so feierlich gestimmt, — denn der Herr Premierminister wird frühstücken.

Seine Excellenz setzen sich nieder, und man hört den Sessel krachen, als wollte er sich für die hohe Auszeichnung bedanken.

Es wird Seiner Excellenz ein Schinken aufgetischt. Schade, daß es kein retrogrades Leben gibt, sonst würden die irdischen Überreste des betreffenden Borstenthieres gewiß auch durchdrungen sein — — —

Der Minister ißt wenig, aber elegant. Das Messer und die Gabel begegnen sich mit einer gewissen Vornehmheit.

Den ersten Bissen befeuchtet er mit einem Schluck Wein; dann noch ein Bissen und noch einer, — dann wieder ein Schluck Wein, — — Ah! Seine Excellenz sind bei Appetit!

Indeß geht drinnen im Sitzungssaale alles rascher vom Fleck: die Redner kürzen ihre Reden, — wozu sollten sie auch so viel reden? — es führt doch zu keinem Resultate; und wenn sie immer und immer wiederholen wollten, daß das arme Volk der drückenden Steuerlast zu erliegen droht, — — es ist ja niemand im Saale, der

sich darüber ärgern könnte, — denn der Minister frühstückt ja.

Die Thüren des Büffetts stehen offen, man sieht hinaus und herein.

Da gehen eben draußen im Gange zwei Abgeordnete aus Siebenbürgen betrübt einher; sie besprechen die massenhafte Auswanderung aus dem Székler-Lande: „Entsetzliche Zustände das! Die armen Leute verhungern ja!“

„Pst! Nicht so laut! Der Herr Premierminister frühstückt!“

XIV.

Die Kleider des Königs.

Wer kann dafür, daß auch Chronisten manchmal zerstreut sind? Diese Einfaltspinsel haben die wunderbare Geschichte eines Königs Morus aufgezeichnet, vergaßen jedoch anzuführen, wo er zuständig war. Ich mag nun so gewissenhaft als möglich Ihnen diese wahrhaftige Begebenheit erzählen, so kann es mir doch passieren, daß Sie mir keinen Glauben schenken.

Aber einerlei; ich will Ihnen dennoch alles getreulich wiedererzählen.

König Morus hatte eines Nachmittags seine Staatsgeschäfte eben beendet, — er hatte an die siebzig Aktenstücke unterfertigt. Sein Premierminister leierte deren Inhalt mit singender Stimme ab. Seine Majestät geruhten ruhig und mit halbgeschlossenen Augen all die nöthigen und unaufschiebbaren Reden anzuhören; nur daß Höchstdieselben zuweilen gähnten. — Da gab's Er=

nennungen, Todesurtheile und sonstige Lappalien kunterbunt durcheinander: ein Mann wurde zum Tode verurtheilt, weil er unehrerbietigerweise den Herrscher des Landes als stolz und aufgeblasen bezeichnet hatte; ein anderer wurde verbannt, weil er sich unterfangen hatte, den edelmüthigsten der Könige einen Tyrannen zu heißen. Und doch ist jeder König edelmüthig, solange er auf dem Throne sitzt. —

„Wir sind fertig," sprach der Minister, indem er das dickleibige Aktenbündel unter den Arm schob und das Staatssiegel in die Westentasche gleiten ließ.

„Warte noch, Narciß," sagte der König. „Nimm das eiserne Ding aus deiner Tasche heraus und drücke es auf ein unausgefülltes Todesurtheil; ich werde es dann unterschreiben."

„Auf ein unausgefülltes Todesurtheil, Majestät?" staunte der Minister.

„Nun, hast du etwas auszustellen? Ei, ei, Narciß, du scheinst mir ins Gedächtniß rufen zu wollen, daß du mein verantwortlicher Minister bist und daher wissen mußt, worauf du das Siegel drückst, das dir anvertraut ist. — Du wirst kindisch, guter Alter."

„Oh mein Gott! Wie können Majestät so

etwas nur denken? Ich, der getreueste Diener des besten Königs — —"

König Morus tätschelte ihn gnädig auf die Schulter, übernahm das gesiegelte Schriftstück und steckte es in die Tasche seines goldgestickten Kaftans.

„Ich bin von unerschütterlichen konstitutionellen Empfindungen beseelt, bei Gott, ich bin es Alter. Und so will ich dir denn im Vertrauen sagen, um was es sich handelt."

„Glorreichster der Könige!" komplimentierte der Minister. —

„So wisse, daß ich einer schönen Frau den Hof mache, einer sehr schönen Frau. Sie ist es, die mich um diese kleine Gefälligkeit ersucht hat; ein Todesurtheil unausgefüllt, eine Bagatelle! Du begreifst, daß ich es ihr nicht abschlagen konnte!"

„Majestät sind so gnädig," — —

„Ich bin nur klug, Narciß. Denn, siehst du, jene Frau leidet daran, daß sie keine Macht besitzt und einen Mann hat. Ich verleihe ihr nun die Macht, sich von ihrem Manne zu befreien. Pst, Narciß! daß es niemand hört! Ich denke, es wird so sein. — Ich bringe ihr jetzt gleich das Urtheil. — Die Gnade der Könige ist ein Samenkorn, das ihnen reiche Ernte wiederbringt. — Zeichne diesen Ausspruch in das Goldene Reichsbuch." —

„Gewiß Majestät!"

„Und hast du das eingetragen, was ich letzthin über die Steuern gesagt?"

„Es steht schon darin!"

„Wie war es doch nur, — laß hören."

Der Minister schlug das „Goldene Reichsbuch" auf und las: „Ein guter König gleicht dem Gärtner, der die Fruchtbäume häufig zustutzt."

„Fürwahr ein sehr hübscher Spruch", bemerkte König Morus selbstgefällig, stülpte sodann die mit Edelsteinen reich besetzte Mütze auf sein königliches Haupt und stieg in den Palastgarten hinab, der sich bis an die Ufer des heiligen Nul erstreckte, und den zu betreten jedermann streng verboten war.

Und wie er durch die langen Corridore dahinschritt, neigte sich die Schaar der Höflinge und Lakaien vor Seiner Majestät: „Heil dem großen König Morus!"

Seine goldschillernden Gewänder blendeten das Auge, unter seinen erhabenen Schritten erdröhnte die Erde, und selbst die Hunde des Palastes wichen scheu zur Seite und wedelten unterthänig mit den Schweifen.

Im Garten sangen die Nachtigallen natürlich nur von der Liebe, da der König sich eben mit ihr beschäftigte; die schlanken Lilien neigten

sich anmuthig, die duftigen Rosen streuten ihm bunte Blätter vor die Füße, die zarten Azaleen nickten mit den Köpfchen, und alle flüsterten sie ein und denselben Namen, nicht seinen Namen, sondern den Florilla's; denn zu ihr, der wunderholden Schwiegertochter seines Premierministers, eilte beflügelten Schrittes heimlich der König.

Drin aber im Palaste zerbrachen sich alle die Köpfe; wohin wohl Seine Majestät zu so später Stunde noch gehen könne.

„Ein Spaziergang im Haine?"

Narciß aber raunte seinem Sohne Rog ins Ohr: „Er trägt jemandes Kopf irgendwohin."

Rog griff erschrocken an seinen eigenen Kopf. Der war aber zweifelsohne noch auf seinem Platze; ja es schien ihm sogar, als ob er an beiden Seiten durch Auswüchse vergrößert worden wäre.

Rasch entschlossen schritt er auf den Haiduken zu, der den Eingang zum Palastgarten hütete: „Hier, ein Beutel Gold! Tausche die Kleider mit mir und laß mich in den Garten ein."

Der Heiduk kratzte sich zögernd am Kopf! „Ich kann nicht, Herr; der König ließe mich köpfen."

„Du bist ein Esel," sprach Rog; „der König kann dich erst köpfen lassen, bis er zurück ist; ich aber schlage dir allsogleich den Kopf ab, wenn du

mir nicht gehorchst. Du gewinnst daher Zeit und einen Beutel Gold dazu."

Dem Heiduken leuchtete das Vortheilhafte dieses Antrages ein, und Rog, der schon längst Argwohn geschöpft hatte, schlüpfte in den Garten und folgte den Spuren des Königs. Auch vor ihm verneigten sich die Lilien, und auch ihm streuten die Rosen Blätter auf den Weg, und auch ihm nickten die Azaleen, und auch ihm flüsterten sie alle den Namen Florilla's zu. Er aber zertrat sie alle unter seinen Füßen.

König Morus schloß sich ein heimliches Pförtchen auf und trat hinaus an das Ufer des Nul.

Unter den glänzenden Landhäusern, welche sich da aneinander reihten, befand sich auch das ihre. Der König hatte es im verflossenen Sommer erbaut und dann großmüthig „seinem getreuen Ritter" Rog geschenkt. Man hätte also schon vor einem Jahre in das goldene Reichsbuch eintragen können, daß „die Gnade der Könige ein Samenkorn ist, das ihnen reiche Ernte wiederbringt."

Rog stahl sich hinter dem Könige her, was ihm leicht gelang, weil der König das Gartenpförtchen offen gelassen hatte.

Tiefe Stille herrschte rings, nur die weichen Wellen des Nul plätscherten leise und schimmerten

stahlgrau im Abendscheine wie die mächtige Klinge eines Riesenschwertes.

Als der König sich dem Landhause Rog's näherte, pfiff er dreimal auf einem silbernen Pfeifchen, worauf eine weibliche Gestalt auf dem Balkon erschien. Ich will in Kürze nur so viel sagen, daß die Maler aus jener Zeit keinen schöneren Kopf verewigt haben; er war förmlich von Glanz umstrahlt. Und gar erst diese Augen, wie sie nur funkelten! Und das reiche, blonde Haar, wie es vom Balkone herabfloß, glich im Dunkel des Abends der himmlischen Milchstraße. Eine hellleuchtende Straße, die aber nicht zum Himmel hinauf, sondern zur Hölle hinabführt!

„Bist du es, meine Florilla?“ flüsterte der König.

Rog verbarg sich in einem Gebüsche und lauschte hochklopfenden Herzens der Dinge, die da kommen sollten.

„Ich bin es, mein König“ erklang Florilla's Flötenstimme.

„Kann ich hinauf zu dir, in mein süßes Himmelreich?“

„Weshalb fragst du noch, der König hat nur zu befehlen.“

„Deinen Gatten habe ich zum Hofdienst befohlen,“ lachte der König; „der kann uns nicht

überraschen. So du willst, mag er gar nimmer wiederkehren. Ich bringe dir das Urtheil.“

„Mit dem Staatssiegel des Ministers?“ flötete Florilla.

„Jawohl, süße Florilla.“

„Mein Vater ist doch ein rechter Tropf“, dachte Rog.

„Komm damit, hoher Herr, in einer Stunde,“ sprach Florilla. „Bis dahin werden meine Dienerinnen zur Ruhe sein.“

Eine ganze Stunde warten müssen, ist eine gar lange Frist für Könige; besonders wenn sie verliebt sind.

Der Abend war heiß, laue Dünste entströmten der Erde, kein Lüftchen regte sich. In den Olivenblüthen, die auf den weichen Gewässern des Nul umherschwammen, wiegten sich munter die kleinen Bienen; da gab es keine Wogen, die sie mit Schiffbruch bedroht hätten.

Der König starrte so lange in die verführerischen Fluthen, bis ihn eine Sehnsucht darnach ergriff. Und wonach ein König sich sehnt, — —

Er setzte sich an's Ufer, in die Nähe des Strauches, hinter dem sich Rog mit seinen quälenden Gedanken und wirren Plänen verborgen hielt, zog die gelben Safianstiefeln mit den goldenen Sporen von den Füßen, zog sein purpurnes

Obergewand aus und den orangefarbenenen Kaftan mit den großen Brillantknöpfen, legte das silberne Pfeifchen beiseite und that alles bis auf das allerletzte Kleidungsstück neben sich ins weiche Gras.

Der mächtige König schaut um sich: niemand sieht ihn. Wer würde auch so verwogen sein, sich bis an die Ufer des heiligen Nul zu wagen?

Nur der Wasserspiegel war so unverschämt, seine Gestalt wiederzugeben. Ein König und nackt! Hahaha! So lacht doch, Ihr ausgelassenen Wassernixen!

König Morus wurde des Anblickes seiner höchsteigenen Gestalt bald satt und stürzte sich in die Fluthen, welche ehrerbietig zurückwichen und die Gluth von seinen Gliedern wegküßten.

Er fühlte sich sehr behaglich: die Blüthenranken der üppigen Schlingpflanzen an den Uferbäumen bildeten eine bergende Wand, und die glatten Kiesel am Grunde des Wassers kitzelten lieblich seine Fußsohlen; denn der heilige Nul ist ein kleiner Fluß, der auch jetzt nicht größer wurde, da er den Leib des mächtigsten der Könige in sich aufgenommen. Als er genug gebadet, stieg er ans Ufer und eilte auf den Strauch zu, wo er seine Kleider gelassen hatte.

Er muß wohl den Strauch verfehlt haben, — der war es nicht. Er lief weiter, — der war

es auch nicht. Zurück. Die königlichen Gewänder waren nicht dort! Zähneklappernd rannte er von Strauch zu Strauch, — nirgends, nichts. Das ganze Ufer des Nul auf und ab durchstöberte er jeden Strauch. Kalter Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper. Er begann zu brüllen: „Wo sind meine Kleider? Wer hat sie gestohlen? Menschen konnten das nicht thun! Hörst du's Erde! Wenn du sie verschlungen hast, so lasse ich dir alle Bäume, alle Sträucher, alle Gräser in meinem ganzen Königreiche ausreißen!"

Er warf sich zu Boden und schluchzte bitterlich. Dann sprang er wieder auf und drohte wüthend mit der Faust nach dem Monde: „Leuchte doch besser, du dummes Licht! Sonst zertrümmere ich dir deinen Herrgott in den Tempeln!" Aber der Mond zuckte nicht einmal mit den Wimpern; er that wie eine verschämte Jungfrau: er verhüllte sein Antlitz mit einem Wolkenschleier.

So vergieng Stunde um Stunde. — Es begann zu nieseln, zuletzt strömte der Regen und die Traufe von den Bäumen auf unsern guten König herab, daß er kaum mehr ein menschenwürdiges Aussehen hatte. In seiner Verzweiflung entschloß er sich endlich, in seinen Palast zurückzukehren und sich andere Kleider zu holen. Es wird allerdings eine große Schande sein, wenn

ihn die Wachen in diesem Zustande erblicken; aber es kam ihm ein erhabener Einfall: er läßt sie alle sogleich köpfen, da können sie es dann niemanden erzählen. Denn, mein Gott, auch ein König bleibt doch nur ein Mensch, der auf äußern Anstand halten muß.

Er lief zur heimlichen Pforte. Vergebliche Hoffnung! Die Pforte war verschlossen; und er meinte doch, sich erinnern zu können, daß er den Schlüssel im Schlosse stecken gelassen. Ach! Weiß er denn überhaupt, was er gethan und was er jetzt noch thun soll? —

Es blieb nun kein anderer Ausweg, als längs des heiligen Nul um die ganze ummauerte Residenz herum, durch das große südliche Hauptthor, durch endlose Gassen, über zahlreiche Plätze in den Palast zu gelangen.

Er mußte laufen; der Morgen begann schon zu dämmern. Du heiliger Himmel, was für Spottgedichte wird es da geben, wenn seine unterthänigen Unterthanen ihn jetzt so sehen! Doch zum Glück sah ihn niemand. Die Straßen, welche Seine Majestät keuchend durchrannte, waren noch menschenleer. Keine Seele außer einem Schläfer im Portale der Kathedrale. Ein alter Bettler, Namens Dim, lag dort, eine alte Kotze um den Leib.

Der König rüttelte ihn auf und gab ihm einen Fußtritt. „Schnell, gib mir deine Kotze," sprach er in befehlendem Tone.

Der aufgeschreckte Bettler erhob seinen Krückstock und fuchtelte damit herum: „Pack dich fort, sonst hau ich dich zusammen."

Der König fühlte, daß er der schwächere und lief zähneknirschend weiter. Ein ganzes Rudel herrenloser Hunde umringte ihn und gab ihm heulend das Geleite bis an den königlichen Palast.

Der wachhabende Gardist lehnte behaglich am Thorpfosten; ihm träumte eben, daß der König der Mannschaft neue Monturen aus feinerem Tuche bestellt und die Löhnung um einen Groschen erhöht habe; in Wirklichkeit wurden die Monturen immer schlechter und die Löhnung um zwei Groschen geringer.

Da klopft ihm jemand von rückwärts auf die Schulter.

„Hoho! Wer bist du? Was willst du? Ei, soll etwa die neue Montur so aussehen?" rief der Gardist, indem er sich die Augen rieb.

„Laß mich hinein," herrschte ihn der König an mit fieberhaft erregter Stimme, „und gib mir deinen Mantel um!"

Der Gardist nahm die Sache als einen Scherz und versuchte seinen Mund zum Lachen zu ver-

ziehen, was ihm aber, zur Ehre der historischen Treue sei es verzeichnet, durchaus nicht gelingen wollte.

„Sonst hast du keine Schmerzen? Seht einmal den Menschen! Der Witz ist gar nicht übel! Ich bedaure; aber das eigentliche Narrenhaus ist doch wo anders."

„Ich befehle, gehorche allsogleich", rief der König wüthend.

„Natürlich, sogleich zu Diensten," höhnte der Soldat und stemmte der bedauernswerthen Gestalt mit den blutenden Füßen und den in wirren Strähnen herabhängenden Haaren die Partisane entgegen.

„Kennst du mich denn nicht?"

„Nein."

„Ich bin der König!"

„Ein entsprungener Tollhäusler bist du! Scher' dich zum Teufel! Du kannst von Glück reden, daß ich noch verschlafen bin, sonst hättest du schon deine Tracht Prügel, die selbst Seine Majestät dir nicht mehr abnehmen könnte."

König Morus versuchte es nun mit schönen Worten; er hatte gehört, daß solche bei den guten Unterthanen zu verfangen pflegten.

„Hör mich an, wackrer Krieger! Ich habe abends im Nul gebadet, und da hat jemand meine

Kleider gestohlen. Ich schwöre es beim lebendigem Gotte, ich bin der König Morus."

„Dumme Reden das," erwiderte der Soldat; „der König ist da oben und schläft jetzt. In der Nacht hat er einem meiner Kameraden persönlich einen dringenden schriftlichen Befehl zu einer Hinrichtung überreicht. — Und jetzt schau, daß du weiter kommst mit deinen Narrheiten."

Erschöpft, gebrochen schlich König Morus wankenden Schrittes weiter und drückte sich an die Mauern der Häuserreihen, welche zu Florilla führten; dort wird er vorsprechen und um neue Kleider schicken. Seine Lippen stießen die greulichsten Flüche aus: die ganze Stadt wird er zu Staub und Asche wandeln, sobald — — sobald — —

Hier stockte sein Gedankengang; ja sobald — — sobald er wieder seine königlichen Gewänder anhaben wird. Seine Kleider! Wie? Sie nur wären es, die den König ausmachten?

Der lahme Bettler Dim kam auf ihn zu; der alte Lump hatte sich aufgemacht, um auszuspähen, welcher Schnapsladen zuerst geöffnet würde.

„Gib mir, ich bitte, deine Decke", flehte der König mit matter Stimme.

Dim blickte mit aristokratischer Herablassung zu ihm nieder.

„Aha! Wir sind jetzt nicht mehr so stolz wie

zuvor! Nu, wo hast denn du deine Kleider versoffen? Wer hat dich so ausgezogen? Eine Schande und ein Skandal, diese Halunken von Wirthen! Wär ich der König, ich ließe sie alle miteinander aufhängen."

„Ich werde sie aufhängen lassen," krächzte der König mit heiserer Stimme.

„Was? Du willst die Kerle aufhängen lassen? Wer bist du denn?"

„Der König selbst."

Dim maß ihn erstaunt vom Kopf bis zu den Füßen.

„Hast du denn nie mein Antlitz auf der Prägung der Münzen gesehen?"

„Unsereins bekommt so etwas nicht zu Gesicht," sprach der Bettler, und reichte dem König die zerfetzte Decke hin.

Jetzt konnte er sich schon leichter zum Landhause Rog's wagen.

Trotz der frühen Morgenstunde umstand eine große Menschenmenge das Thor, wie in Erwartung eines Ereignisses. Alle sprachen nur leise flüsternd. Der König erkannte einige seiner Höflinge; diese aber wichen ihm aus, auf daß seine Lumpen ihre feine Kleidung ja nicht berührten.

Der König trat zum Thore hin und hieb mit den Fäusten darauf los: „Öffnet!"

„Es geht nicht an.“

„Ich befehle es, der König.“

Der Pförtner lachte laut auf: „Armer Narr!“

Der König wendete sich mit verzweifelter Miene und flehender Stimme an die versammelte Menge:

„Erkennt mich denn niemand? Ihr lieben Leute, meine guten Unterthanen, seht mich doch an und sprecht es aus: nicht wahr, ich bin euer König?“

Ein Lächeln des Mitleids war die ganze Antwort.

„Du, Kabul, dem ich erst in der letzten Woche ein Rittergut geschenkt, was schweigst du? Du mußt mich doch kennen! — „Und du, Niles, den ich aus dem Staube zu mir emporgehoben und zum Träger des Reichsschwertes an meinen Hoffesten gemacht habe, auch du verleugnest mich?“

Doch weder Kabul noch Niles erkannten in ihm den König.

„Undankbare!“ wüthete der König. „Wo ist die Herrin dieses Hauses? Wo ist Florilla? Sie wird mich erkennen.“

In diesem Augenblicke trat ein königlicher Herold aus dem Thore und hielt eine lange Partisane in die Höhe, worauf ein weiblicher Kopf gespießt war.

„Dort ist Florilla!“

Sie war es; ja, sie war es; — aber sie wird niemanden mehr erkennen; sie schweigt für ewige Zeiten! Und dieses schöne Haupt ist noch umrahmt von der Krone des goldigen Haares und die langen Locken flattern im wehenden Winde und schlängeln sich um die Partisanenstange.

Die Menge johlte, der König schrie jammernd auf: „Wer wagte es, das zu thun?“

Niemand antwortete ihm; er erfuhr es aber doch. Der Herold verlas das Todesurtheil, dann nagelte er es an das Hausthor, damit das Volk des Königs eigenhändige Unterschrift und des Ministers Staatssiegel darauf sehen könne. Der Vorgang war ein ganz gesetzmäßiger.

König Morus brach zusammen, preßte die Hände an seine pochenden Schläfen und murmelte wie im Irrsinn: „Am Ende bin ich doch nicht der König?“

Die Menschenmenge wuchs immer mehr an: Herren und Damen vom Hofe strömten herbei, um noch zum letztenmale den wunderschönen Kopf zu schauen, den nun niemand mehr an seine Brust drücken, den niemand mehr bewundern und beneiden wird.

Auch Dim, der lahme Bettler, kam zu diesem seltenen Schauspiele herbei. Alle jene, die der

König einst beschenkt hatte, beachteten ihn nicht; der einzige, der den König beschenkt hatte, kümmerte sich um ihn.

„Komm' fort von hier, guter Mann; die großen Herren drücken dich zu Tode und zerreißen dir noch die Decke, die ich dir gegeben."

Damit ergriff er seine Hand und führte ihn fort; der König ließ ihn gewähren, er war ganz willenlos.

Nur auf dem Hauptplatze flammte sein Auge noch einmal auf, er sah dort von der Ecke her Narciß, seinen Premierminister, kommen, der eben, ein Aktenbündel unter dem Arme, sich zur Morgen-Audienz in den königlichen Palast begab.

König Morus stürzte ihm entgegen und warf sich ihm hocherfreut an die Brust.

„Narciß, Narciß, mein guter Alter! Gottlob, daß ich dich sehe!"

Empört stieß ihn der Minister von sich.

„Welche Unverschämtheit!"

„Wie? Du erkennst mich nicht? Auch du nicht? Bin ich denn wirklich nicht der König?"

„Ganz gewiß nicht," lachte der Minister; „die Stimme klingt wohl ähnlich; wenn du nur nicht so heiser wärst."

Und um ihm noch einen Denkzettel an diese Begegnung zu hinterlassen, versetzte Narciß ihm

launig einen Hieb mit seinem in Gold emaillierten Rohrstocke, den er zu seinem fünfzigsten Geburtstage vom Könige zum Geschenke erhalten hatte. —

Und in der heitersten Stimmung von der Welt betrat der Minister sodann den königlichen Palast; die dienstfertigen Lakaien öffneten vor ihm alle Thüren bis in die innersten Gemächer! Er harrte eben rückenkrumm, in tiefgebückter Stellung der Allerhöchsten Thüröffnung, als ihm — Rog entgegentrat.

Rog hat dann seinem Vater wahrscheinlich den ganzen Hergang mitgetheilt: wie er das Gespräch des Königs mit Florilla belauscht, wie er sodann in des Königs Kleidern in den Palast zurückgekehrt und das Todesurtheil mit Florillas Namen ausgefüllt, — ich sage, ich vermuthe, daß er dies alles seinem Vater erzählt hat; denn der alte Narciß trug sogleich den folgenden Ausspruch mit gesperrten Lettern in das Goldene Reichsbuch ein:

„Samsons Kraft lag in seinen Haaren, die Macht der Könige dagegen liegt in ihrer reichen Kleidung."

Was dann noch geschah, — die Chronisten haben es wohl aufgezeichnet, ich mag's aber nicht weiter erzählen.

Ende.

Mikszáth, Koloman

Intimes aus dem Menschenleben Erzählungen und Skizzen von Koloman Mikszáth. Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Josef Julian Graf Zamoyski. (Inhalt: Aus dem Familienkreise. Vom braven Gyuri. - Mein Taufpathe. Die Stiefmutter. - Der leibliche Vater. - Der arme Koststudent. - Die Kuh. - 2. Vom Lande. Die Hässlichste. - Ein Achsenbruch. - Der einzige Halunke. - Der Reisende aus dem Jenseits. - Die verlorene Herde. 3.

Leipzig 1897